

buchkultur.

RUND UM LITERATUR



*Sprachgewaltig
und zart:
Ein Debüt
zwischen Berlin
und Budapest*

MURIEL DARIDA

Versuche und Versuchungen

Literatur über Beziehungen
abseits der Norm

Geht Gras fühlen!

Sachbücher über
ein mögliches
Social-Media-Verbot

Celebrating Book Love!

32 Seiten Beilage rund
um die Welt von New Adult



WELLEN, WATT UND WAHRHEITSSUCHE!



Ein herzliches Dankeschön an meine Leserinnen und Leser, die mich nun schon seit 20 Jahren begleiten. Mamma Carlotta und ich sind unendlich froh darüber. Ein Leben ohne meine Protagonistin kann ich mir mittlerweile gar nicht mehr vorstellen, noch weniger ein Leben ohne Sie, die Menschen, die meine Bücher kaufen und lesen. Es ist mir bewusst, wie glücklich ich mich schätzen darf, dass es Sie gibt! Ich hoffe, wir können noch viel zusammen erleben!

Herzliche Grüße
Ihre Gisa Pauly



Literaturblüten

Es ist Frühling! Alles sprießt und blüht, auch bei uns. Zum Beispiel: Die Erstlinge vielversprechender Schriftsteller/innen. An so einem ersten Roman wurde ja zumeist ordentlich gefeilt, an jedem Satz herumgeschraubt und -gedreht – dass es am Ende also das

bedeutsame erste Werk geworden ist und somit Ankerpunkt der jeweiligen Karriere, kann man nicht genug hervorheben. Nicht nur haben wir in dieser Ausgabe ausgewählte erste Romane unter die Lupe genommen, wir haben den überzeugendsten davon zu unserer Coverstory gemacht. Autor Muri Darida hat mit »King Cobra« ein Debüt geschrieben – örtlich zwischen Berlin und Budapest, sprachlich zwischen übermütig und bildgewaltig –, das nicht nur Spaß macht zu lesen, sondern zudem spielerisch Familienverhältnisse aufschürft, deutschsprachigen Leser/innen ungarische Sprachmelodien und Phrasen näherbringt und, vor allem, politische Räume aufmacht.

Die Frühlingsgefühle breiten sich auch anderweitig aus: Während wir in unserem Sonderheft »Celebrating Book Love«, in dem wir zum nun fünften Mal mit Schwung in die Welt des New-Adult-Genres eintauchen, den in den Büchern vorhandenen »Spice« (also explizite Szenen) anhand von Chilis abbilden, handhaben wir das in dieser regulären Ausgabe natürlich anders. Obwohl die Verlockung bei dem ein oder anderen Artikel durchaus groß war ... Sie werden es sehen.

Der Frühling hat Geschäftsführer Max Freudenschuß und mich ebenso in Zürich sonnig willkommen geheißen. In einem groß angelegten Schwerpunkt haben wir keine Wege und Mühen gescheut, um Ihnen das »Bücherland Schweiz« so bunt und facettenreich wie möglich zu präsentieren. Ab Seite 44 lesen Sie von Entdeckungen aus der eidgenössischen Literatur sowie über unsere Eindrücke der Verlagsszene vor Ort. Mir hat die Reise wieder deutlich vor Augen geführt, wie vielfältig der deutschsprachige Raum eigentlich ist – und wie wichtig, diese Diversität abzubilden.

Wir wünschen Ihnen einen abwechslungsreichen und inspirierten Lese Frühling!

Katie Schwingshandl

Katia Schwingshandl

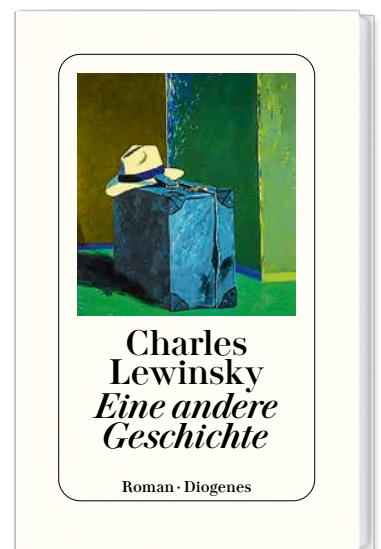
Chefredakteurin & das Buchkultur-Team

f X @i d
@buchkultur

Buchkultur hält die menschliche Kreativität als den entscheidenden Impuls zur Erstellung von relevanten Inhalten hoch. Deshalb verzichten wir ausdrücklich, nicht nur in allen abgedruckten Texten, sondern auch in Layout und Illustrationen sowie allen weiteren artverwandten künstlerischen Tätigkeiten im Zusammenhang mit Buchkultur auf KI-Anwendungen als Imitation menschlicher Ideenarbeit.

Der neue Roman von Charles Lewinsky

Foto: Thomas Di Paolo / © Diogenes Verlag



Auch als eBook und eHörbuch

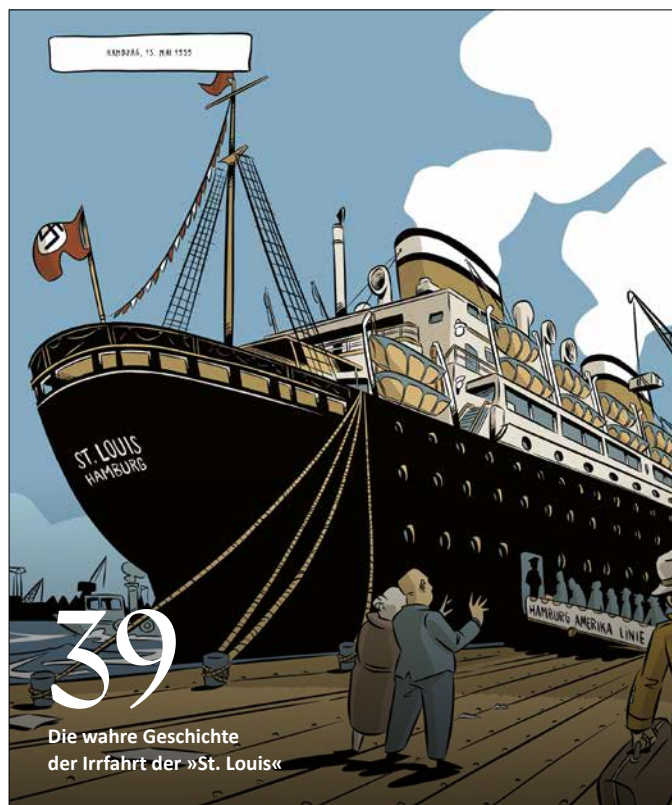
Los Angeles, 1959.

Der betagte Filmproduzent Curtis Melnitz wird jede Nacht von Alpträumen heimgesucht. Er braucht unbedingt Schlaf-tabletten – aber die bekommt er nur, wenn er regelmäßig zur Psychoanalyse geht. Auf der Couch des Psychiaters erzählt er pointiert und gewitzt tausendundeine Episode aus seinem Leben als Filmagent und -produzent zwischen Hollywood und Berlin im frühen 20. Jahrhundert.

Mehr unter:
diogenes.ch/charleslewinaky

Inhalt

AUSGABE 225 | 02 / 2026



literatur

- 12 **Coverstory:**
Die Rache der Königskobra
Das sprachgewaltige Debüt von Muri Darida
- 18 **Das erste Buch**
Vier Frühjahrsdebüts im Fokus
- 22 **Versuche und Versuchungen**
Romane abseits normativer Beziehungskonstellationen
- 27 **Ernüchternde Perspektiven**
Weg vom Rausch: Drei Bücher über das Aufhören
- 32 **Wiedergelesen: Kein Elefant**
Fjodor Dostojewski und sein Spielsuchtratgeber
- 16 Josef Winkler, Xaver Bayer, Anna Felnhöfer
- 17 Judith Hermann, Siri Hustvedt
- 20 Ann-Christin Kumm, Dario Ferrari, Rémi Baille
- 21 Honor Jones, Lilli Tollkien, Miroslav Hlaučo
- 24 Cécile Wajsbrot, Dana Grigorcea, Ena Katarina Haler
- 25 Uli Aechtner, Thomas Lang, Kiran Desai
- 26 Stefan Sommer, Asta Olivia Nordenhof, Lukas Rietzschel
- 30 Rachid Benzine, Nussaibah Younis
- 31 Devika Rege, Rabih Alameddine

Wiederentdeckt:

- 34 Margaret Laurence, Emilie Mataja
- 35 Mkrtitsch Armen

lyrik

- 36 Volker Sielaff, Henning Ahrens
- 37 **Es werde Neonlicht**
Anna Julian Mendliks queere Neuverortung »Dante im Darkroom«
- 38 **Nachlesen**
Neue Bücher unserer Rezensent/innen

graphic novels

- 39 **Ein Gerechter unter den Völkern**
Über die Irrfahrt des Dampfers »St. Louis« im Jahr 1939

essays

- 40 Elena Ferrante, Bernhard Schlink
- 41 Franzobel, Dinçer Gücyeter
- 42 Katharina Lux, Nicole List
- 43 Lara Rüter, Christiane Rösinger

eingekreist:



- 44 **Die Schweiz lesen**
Literarische (Wieder-)Entdeckungen

32

Mit Fjodor Dostojewski in Roulettenburg



In jeder Ausgabe:

- 06 Büchertisch | Barbara Kadletz
- 11 Zeit im Buch | Konrad Holzer
- 29 Literatur ist ... | Katia Schwingshandl
- 57 Sachbuchregal | Martin Kugler
- 67 Quick'n'Dirty | Thomas Wörtche
- 73 Jakob liest | Jakob Tischler
- 74 Drei mal drei | Katharina Portugal
- 76 Mirabilia | Susanne Rettenwander
- 78 Zur Sprache kommen | Xaver Bayer
- 80 Die Welt von Bookstagram | Tino Schlench
- 81 Literaturrätsel
- 03 Editorial
- 82 Impressum

- 45 **Wo die Kühe »Grüezi« sagen**
Zeitgenössische Romane
- 46 **Geranientröglifrei**
Drei Schweizer Buchpreisträger/innen im Blick
- 47 **Alpenglühn und Nebelfluchten**
Schweizer Debüts rücken Themen der Zeit in den Fokus
- 48 **Buchreport Schweiz**
Eine BUCHKULTUR-Nachschau vor Ort
- 52 **Land der Leserlichkeit**
Blüte der Buchkunst: Schöne Bücher aus der Schweiz

sachbuch

- 54 **Geht Gras fühlen!**
Sollte Social Media für Kinder verboten werden?
- 56 Christoph Marx, Christoph Sator, Roland Gratzer
- 58 **Allein, allein**
Das solitäre Dasein unserer Zeit im Blick
- 59 Markus Bernauer, John Cassidy

biografien

- 60 **Poetische Reportagen**
Egon Erwin Kisch, der »rasende Reporter«
- 61 **Der Mann mit dem Horn**
Zum 100. Geburtstag von Miles Davis
- 62 Kersten Knipp, Sabrina Orah Mark
- 63 **Die Zerstörung einer Familie**
Drei aktuelle Bücher zum »Fall Pelicot«

bildband

- 64 Scopin, Janina Lebiszcak
- 65 **Der Dichter und der Berg**
Kleine Hommage an Bodo Hell

krimi

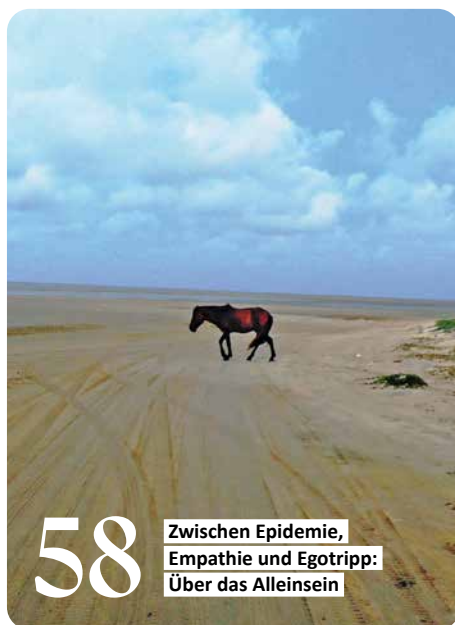
- 66 Jérôme Leroy, Michael Idov
- 68 Dina Casparis, Mario Hauser
- 69 Daniel Faßbender, Malin Thunberg Schunke, Colin Walsh

junior

- 70 **Oma ist die Beste!**
Großmütter als Alltagsheldinnen im Kinderbuch
- 72 **Magische Häuser**
Von faszinierend bis bedrohlich: Häuser mit Geheimnissen



**Buchreport Schweiz:
Ein Rundumblick**



**Zwischen Epidemie,
Empathie und Egotripp:
Über das Alleinsein**

**Verpassen Sie nicht
die nächste Ausgabe:**



Die nächste Ausgabe mit Lese- und Reisetipps für den Sommer erwartet Sie **am 12. Juni**. Damit Sie bis dahin auf dem neuesten Stand sind, abonnieren Sie doch unseren monatlichen Bücherbrief!



320 Seiten | 25 Abbildungen | Gebunden
€ 26,-[D] | € 26,80[A] | Auch als Hörbuch

«Von der ersten bis zur letzten Seite gleicht es einem kulturhistorischen Füllhorn, eine Dichte, die ihresgleichen sucht.»

Florian Welle, Münchner Feuilleton



357 Seiten | Gebunden | € 25,-[D] | € 25,70[A]

«Dieser Blick, diese Sprache – ich liebe alles an diesem Roman!»

Maria Christina Piwowarski

»Unsere Leidenschaft ist ihnen rätselhaft ...«

Blättert man, wie eure Vorstadtbuchhändlerin gerade hinter ihrem Büchertisch, durch die aktuellen Vorschauen der Verlage, um zu entscheiden, was man denn so einkaufen und sich in den Laden und hier auf den Kolumnen-Büchertisch legen könnte, stößt man immer mal wieder auf zufällige – oder dem Zeitgeist geschuldete? – Häufungen an Themen. Diesen Frühling treffe ich in den Vorschauen erstaunlich oft auf Bücher, deren Hauptfiguren ein wenig aus dem Takt geraten wirken. Ihr wisst schon, sie denken zu schnell oder zu langsam, sprechen zu direkt oder gar nicht oder verlieren sich in Details. Früher hätte man sie vielleicht als schrullig oder exzentrisch bezeichnet. Heute liest man im Waschzettel, dieser Gebrauchsinformation der Verlagspressabteilungen für Buchhändler/innen, eine präzise Bezeichnung, und zwar »neurodivergent«. Und während man beim Blättern so darüber nachdenkt, was dann die Neuro-Norm sein soll, und ob ein Begriff wie Neurodivergenz für Betroffene nun eine Erleichterung oder eine Bürde darstellt, erinnert man sich daran, dass man sich ja immer noch im Safe Space Buchhandlung befindet und wir uns hier am Büchertisch einfach an Büchern ohne Label und Diagnosen und an unkonventionellen und eigenwilligen Heldinnen erfreuen können, egal wie es die Mehrheitsgesellschaft da draußen gerade mit uns meint. Und so ist eine besondere Art, die Welt wahrzunehmen, die Superkraft aller diesmal in der Büchertisch-Kolumne besprochenen Bücher. Deren Lektüre bestärkt uns einmal mehr in unserem Buchnerd-Geheimwissen, dass Literatur schon immer ein Ort war, wo Verschiedenheit nicht stört, sondern eine Stärke ist. Und die Buchhandlung, oder so ein gemütlicher Büchertisch wie dieser hier, ein Ort ist, wo es sich auftanken lässt, bevor es wieder zurück geht in die Welt der Normies. ►

»Kannst du nicht einfach normal dieses beschissene Lied singen?«

Einen toten Hasen, einen verzagten Buben mit Elternbrief in der Schultasche und dessen gestresste Mutter: Mehr braucht Birgit Birnbacher nicht, um uns in ihren Roman hineinzuziehen. Der nörgelige Kindsvater wird gleich zu Beginn sportverletzt in Wien geparkt und hat so gar keine Möglichkeit, sich mit seinen Ansprüchen und Vorstellungen von Normalität in der Geschichte allzu breit zu machen. Ein Glück, denn Ann und ihr Sohn Ozzy mit den »viel zu knisternden Nerven« ticken nicht nur ein wenig anders, als der Durchschnitt (Lehrerinnen, Familienväter, Gesellschaft) sich das so vorstellt, sie haben auch so schon genug Probleme. Nicht nur muss Ozzy in ein Sommercamp gebracht werden, damit Ann in ihrer prekären Postdoc-Stelle ihrem Schirmständer-Vorgesetzten zuarbeiten kann, sondern es muss auch Anns Mutter, die Zilly-Oma, gefunden werden, die sich während eines Spitalsaufenthalts aus dem Staub gemacht hat. Die knisternden Nerven helfen da nicht gerade weiter, genauso wenig wie Anns unzuverlässige Schwester, die in viel zu knappen Hotpants und mit Bongmaster Inc im Autoradio doch noch widerwillig auf der Bildfläche erscheint.

In wenigen Strichen skizziert Birnbacher das Porträt einer Familie, in der sich die »Unrast« von Generation zu Generation vererbt, diese »Unrast jener, die das richtige Leben am falschen Ort durchziehen, aber bei vollem Bewusstsein.« Ja, Mutter Ann war früher ein wildes Kind gewesen, aber keiner wäre auf die Idee gekommen, sie wegen »ein bisschen Energie« zum Arzt zu bringen. Heute sind sie beide in Behandlung, Mutter und Sohn, um »mit Geduld mit ihrer Wesensart im Alltag besser umzugehen«, die Pillen dabei stets griffbereit in der Tasche.

Und hier ist sie wieder, diese unkomplizierte Leiwandheit, mit der Birgit Birnbacher ihre Geschichten erzählt, ohne großes Tamtam, selbst wenn es ans Eingemachte geht, immer ein wenig Understatement, immer ein wenig Humor und niemals zu wenig Mitgefühl und Herzensgüte. Und wenn das Ende vielleicht ein bisschen gar überhundet daherkommen mag, liegt die diesbezügliche Beweislastbringung eindeutig bei der Buchhändlerin, denn vielleicht ist diese Beobachtung ja nur dem Wunsch geschuldet, dieser feine Roman möge nicht so schnell zu Ende gehen. ►



Birgit Birnbacher
Sie wollen uns erzählen
Zsolnay, 224 S.

»Es ist alles ein bisschen viel«

Manchmal ist es schon erstaunlich, wie gut Bücher zueinander passen. Wäre dieser Büchertisch ein DJ-Pult und Birgit Birnbachers und Cornelia Travnickeks neue Romane wären Platten, könnte man sie easy ineinander mixen, so viele schöne Parallelen ergeben sich da zufällig. Nicht nur, dass in beiden Büchern Mutter und Kind den Ansprüchen einer Gesellschaft, die kaum auf ihre Bedürfnisse ausgerichtet ist, trotzen müssen, so setzt auch eine drohende Naturkatastrophe in beiden Fällen eine Form von Katharsis in Gang. Das beginnende Unwetter aus dem Birnbacherschen Innergebirg zieht nahtlos weiter Richtung Niederösterreich, wo es dann in Travnickeks Roman die Flüsse gefährlich anschwellen lässt. Aber bevor das Hochwasser kommt, schlägt erstmal der Alltag in immer mächtigeren Wellen über Protagonistin Walburga, genannt Wally, und ihrer Familie zusammen. Sie, die sich selbst kaum konzentrieren kann, versucht den gemeinsamen Alltag mit Mann und Kind am Laufen zu halten, aber worauf fokussieren, wenn es immer so unendlich viel zu tun gibt?

Abgesehen von den Schulproblemen ihrer Tochter, deren Name Vallie wohl nicht ganz zufällig phonetisch an den ihrer Mutter erinnert, gilt es für Wally auch noch ein Interview zu transkribieren, das Rankgitter zu reparieren, Pfannen zu spülen, im Arbeitszimmerchaos einen Gutschein zu finden, die Einkäufe endlich auszupacken, zur Heilmassage zu gehen, einen Arzttermin auszumachen, den Enten einen Teich zu bauen, die kaputten Hosen zum Schneider zu bringen, einen neuen Boden zu verlegen, ein Puzzle zu machen, die Regentonne abzudichten, die Akupressurmatte zu nützen, das Gemüse aus der Kochbox zu verkochen, die alten Jausendosen aus der töchterlichen Schultasche zu nehmen, ein Social-Media-Posting, kurz: den Stein immer wieder den Berg hochzurollen, nur um dann festzustellen, dass man niemals fertig sein wird, dass jede Aufgabe »Aufgabenzinsen« trägt und diese wiederum »Aufgabenzinses-

zinsen«. Und plötzlich kann sich Wally nicht einmal mehr sicher sein, wie man einen Fuß vor den anderen setzt.

Klar könnte man dem Text vielleicht an mancher Stelle vorwerfen, ein bisschen zu viel des Guten zu sein, aber dann wirft man nur einen kurzen Blick auf die eigene Schneise der Verwüstungen, die man so den lieben langen Tag in der Buchhandlung gezogen hat, und weiß, jede Beobachtung stimmt und nichts davon ist übertrieben. Weil, da steht immer noch das Buch, das man um halb zehn Uhr morgens verräumen wollte, das Mail an den Verlag hängt noch im Mailprogramm, die Auslage ist aus-, aber nicht wieder eingeräumt, am Telefon warten unbeantwortete Anrufe, die Verlagsvorschau ist halb durchgeblättert – um wie viel Uhr kommt nochmal die Vertreterin? –, die Kassarollen sind nicht nachbestellt und in der Kassa gibt es keine Fünfer mehr, dabei will man seit zwei Stunden zur Bank gehen, im Lager stapeln sich die Wegräumkisten und hat man eigentlich schon die Kund/innenbenachrichtigungen rausgeschickt oder war das gestern? Die Handkassa für den Büchertisch am Abend ist noch nicht hergerichtet und das Social-Media-Posting hängt halbfertig in den Seilen. Apropos, wurde die Siegerin des Gewinnspiels benachrichtigt, sind die Kinotickets überhaupt noch gültig? Man könnte auch mal wieder ins Kino gehen, aber was spielt es überhaupt? Und daneben fragt einer: »Haben Sie das gelesen und das und das?« und man denkt an den Stapel ungelesener Bücher, der, während man hier noch schreibt, im Minutentakt anwächst. Dabei das Gehen zu verlernen, nun ja, das könnte einer durchaus genauso passieren wie Heldin Wally, deren innerer Unruhe und ihrem sprunghaften Denken selbst die Textgestaltung des Buches unterworfen ist, wodurch das Leseerlebnis noch ein wenig intensiver wird. Bis höhere Mächte endlich das Stromkabel ziehen. ►

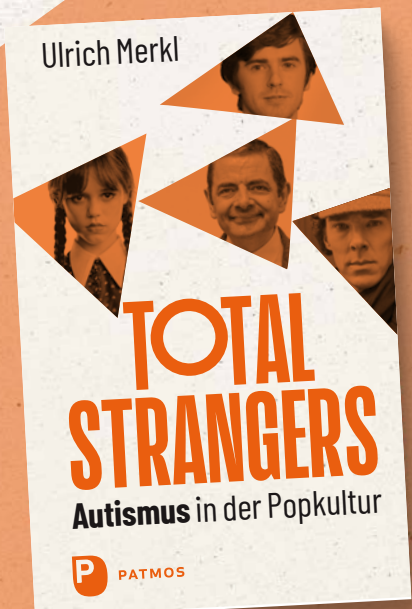


Cornelia Travnicka
Ich erzähle von
meinen Beinen
Picos, 416 S.

VON SHERLOCK BIS SHELDON

14 x 22 cm, 352 Seiten
Hardcover
€ 25,- [D] / € 25,70 €
ISBN 978-3-8436-1611-9

Ulrich Merkl, selbst Autist und Autor von »Die unglaubliche Welt genialer Menschen mit Autismus«, widmet sich in seinem neuen Werk der Darstellung von Autismus in der Popkultur. Anhand von mehr als 100 Filmen und Serien – von Klassikern bis zu »The Good Doctor« – untersucht er, wie Figuren wie Sherlock Holmes, Spock oder Sheldon Cooper unser Bild von Autismus prägen. Mit Sachkenntnis, Humor und persönlicher Perspektive fragt Merkl, ob diese Darstellungen Verständnis fördern oder Klischees verstärken – und wie Menschen im Autismus-Spektrum sie selbst wahrnehmen.



»Über die Jahre aber habe ich gelernt, mich auf das zu konzentrieren, was ohne Anführungszeichen auskommt.«

Und weiter geht der DJ-Mix, denn Cornelia Travniceks Buch endet, wie das von Judith Holofernes beginnt, mit der Feststellung: »Ich wünschte, ich hätte mich schon vorher gekannt«. Und spätestens, wenn Holofernes im zweiten Drittel des Buchs vergisst, wie man geht, ist klar, warum diese beiden Bücher nebeneinander auf diesem Kolumnen-Büchertisch liegen müssen. »Jeder Automatismus war verloren, mit abgespreizten Ärmchen setzte ich wackelig Fuß vor Fuß und versuchte, mich zu erinnern, an welchem Punkt dieses rätselhaften Ablaufs ein Mensch wohl seine Hüfte nach vorne schieben würde.«

Wir faden also direkt hinein, in das Prequel zu Judith Holofernes' Smash Hit »Die Träume anderer Leute«, und erfahren: Wie konnte es so weit kommen, dass es so weit kommen konnte? Dazu kehren wir zurück in die Kindheit der Musikerin und Autorin, zuerst auf die längst untergegangene, anarchische Insel West-Berlin, nur um dann, mit kurzem Zwischensotpp in Villingen-Schwenningen, nach Freiburg im Breisgau zu ziehen. Vom autonomen Kinderladen geht's zu Weggle, Bächle und Fachwerkhaus, »Pippi zieht zu Annika« beschreibt es Holofernes treffend. Denn ungetauft und ohne Lackschuhe, dafür aber mit Berliner Zungenschlag und selbstdiagnostiziertem »Hummelhirn«, hat sie es nicht leicht, sich der (Kleinstadt-)Welt anzupassen. Eine mögliche Strategie, doch angenommen zu werden? Immer schön nett und unkompliziert sein. Aber was ist bloß nett? Die kleine Judith lernt: Nett = sich aufzuopfern, hübsch und geduldig zu sein. Nicht nett = ehrgeizig, angeberisch, unbescheiden zu sein.

Und so wird aus einem originellen, »hummeligen« Kind eine Erwachsene, die beschließt, nicht mehr »anstrengend« zu sein, es allen so angenehm wie möglich zu machen, so nett zu werden, dass »ich mir das Genick gebrochen habe mit meinem Grinsen.« Dass das nicht gut ausgehen kann, wissen wir noch aus ihrem »Die Träume anderer Leute«. Aber lassen wir es uns in unserem eigenen Alltag eine Lehre sein? Nein, natürlich nicht. Denn wenn eine Indie-Buchhändlerin hinter ihrem Büchertisch eines ist, dann ist es nett und unkompliziert, weil: Auch uns kann die Liebe jederzeit entzogen werden. »Dann bestelle ich eben bei Amazon«, ist die permanente Drohung, die über unseren Läden schwebt und wir wissen, wir sind vom Aussterben bedroht und müssen um jeden einzelnen Kunden kämpfen, immer. Wir bleiben geduldig bei den langweiligsten Anekdoten, recherchieren komplizierte Anfragen mit einem Lächeln auf den Lippen, bleiben höflich bei zwiespältigen Komplimenten, sind immer serviceorientiert und verpacken die Bücher gerne als Geschenke. Gratis. Wunderbar die Passage, wenn Holofernes versucht, die dümmsten Journalistenfragen mit Höflichkeit zu reparieren, auch wir üben uns darin jeden Tag.



Eine andere schöne Parallele: Die Rückkehr nach einer Tournee in die häusliche Leere fühlt sich an wie der erste Tag nach dem Weihnachtsgeschäft: Wo sind all die Leute hin? Und wohin jetzt mit dem ganzen Adrenalin?

Trotz Identifikationspotenzial für alle Peoplepleaser/innen da draußen, stellt sich bei der Lektüre dennoch ab einem gewissen Zeitpunkt ein wenig Ermattung ein, die vielleicht mit einem beherzteren Lektorat vermieden hätte werden können. Und gerade, als sich der Text zu einem prägnanten Fazit aufschwingt, ist er mit einer Plötzlichkeit zu Ende, dass es den Eindruck hinterlässt, das Buch hätte gerade in dem Moment so richtig begonnen, wenn man es zuschlägt. So bleibt »Hummelhirn« trotz des universellen Themas doch zuallererst ein Buch für Holofernes-Fans, für die Patrons der Künstlerin, die über die Crowdfunding-Plattform auch exklusives Zusatzmaterial bekommen können. Die zentrale Frage aber bleibt: Wie lebt man ein dem eigenen »Hummelhirn« angemessenes Leben, ohne es ans Nettsein zu verschwenden? Wir hoffen einfach auf das Sequel. ►

Judith Holofernes
Hummelhirn
Kiepenheuer &
Witsch, 304 S.



Foto: Marco Sensche

»Warum werfen die Leute ständig Dinge vor mich hin, die ich für sie zählen soll?«

Den Vorwurf, ihre Bücher mit schrulligen, neurodivergenten Held/innen interessanter machen zu wollen, müssen sich die hier in der Büchertisch-Kolumne besprochenen Bücher nicht gefallen lassen, sie sind fix über jeden Neurodivergenz-Kitsch-Vorwurf erhaben. Dass sie damit durchaus eine rühmliche Ausnahme sind, davon weiß Kulturhistoriker und Sprachwissenschaftler Ulrich Merkl zu erzählen. Selbst hochfunktional-autistisch, beschäftigt er sich schon lange mit diesem Themengebiet. In seinem letzten Buch beleuchtete er die Leben berühmter, teils historischer Persönlichkeiten, bei denen eine Autismus-Spektrum-Störung entweder gesichert ist oder retrospektiv, aufgrund biografischer Hinweise, als plausibel erscheint. Nun nimmt Merkl die Auftritte fiktiver Charaktere in Literatur und Film unter die Lupe, schließlich sind autistische Protagonist/innen in der Popkultur längst angekommen. Nur, wie werden sie dargestellt? Authentisch und differenziert oder doch überzeichnet und klischeehaft? Wird ihre Neurodivergenz ernst genommen, oder dient sie lediglich als erzählerisches Mittel, um mit wenig Aufwand ein bisschen Dramatik oder Tiefe zu behaupten? Natürlich, räumt der Autor ein, sind literarische Werke oder Drehbücher keine Fachliteratur über Neurodivergenz, aber dennoch prägen gerade populäre Bestseller das öffentliche Bild entscheidend mit. Deshalb sollte es in unser aller Interesse liegen, Betroffene nicht zu karikieren und Zuspitzungen dann für Realität zu halten, nur weil nicht autistische Autor/innen sich eine Figur so vorstellen oder glauben, Schrulligkeit komme beim Publikum besonders gut an. Hier geht es dem Autor nicht darum, die künstlerische Freiheit einschränken zu wollen, sondern durch eine verantwortungsvolle Darstellung in fiktiven Werken Respekt gegenüber realen Lebenswirklichkeiten zu schaffen.

Folgerichtig beginnt der Autor in seinem Vorwort auch gleich mit einer erklärenden Einführung zum Autismus-Begriff, bevor er sich an die Analyse diverser Bücher, Serien und Filme macht. Hier liest man gerade als Buchhändlerin besonders gespannt und auch ein wenig bang – hat man vielleicht bislang unabsichtlich beleidigenden Kitsch verkauft und eine stereotype Erzählung von Autismus weiter verfestigt? Hat man sich zur Komplizin einer unreflektierten Unterhaltungsindustrie gemacht, unwissend zwar, aber dafür nicht weniger unangenehm?

Ulrich Merkl nimmt sie sich dankenswerterweise alle vor: von Mark Haddons Hit »Supergute Tage oder Die sonderbare Welt des Christopher Boone« bis hin zu Klassikern wie Arthur Conan Doyles »Sherlock Holmes«, Heinrich Hoffmanns »Der Struwwelpeter« oder Camus' »Der Fremde« und überrascht mit einer interessanten Interpretation von Hans Christian Andersens »Schneekönigin«. Aber auch die populäre Krimireihe »Lost in Fuseta« oder das beliebte »Rosie-Projekt« werden einem Close Reading unterzogen. Neben den Büchern stehen selbstverständlich auch Film- und Serienheld/innen auf dem Prüfstand und Merkl lässt unsere Listenherzen höherschlagen, wenn er beispielsweise eine Sammlung aller beschriebenen Inselfähigkeiten oder außergewöhnlicher Haartrachten diverser Protagonist/innen in Tabellen aufschlüsselt.

Am Ende bleibt uns Popkultur-Konsument/innen dank Ulrich Merkl's Buch nicht nur die Erkenntnis, welche Romane, Filme und Serien ein wertschätzendes und überwiegend korrektes Bild von Autismus vermitteln und mit gutem Gewissen weiterempfohlen werden dürfen, sondern auch der eine oder andere überraschende Aha-Moment während der gewinnenden Lektüre. ■



emons: ein Frühjahr voller Spannung



978-3-7408-2849-3 · (A) 14,40 €



978-3-7408-2534-8 · (A) 14,40 €



978-3-7408-2546-1 · (A) 14,40 €



978-3-7408-2535-5 · (A) 18,60 €



978-3-7408-2627-7 · (A) 18,60 €

www.emons-verlag.de



buchkultur.

Im Abo günstiger lesen.

+ Ihr Jahresabo zum Vorteilspreis

Erhalten Sie 6 x im Jahr exklusive Interviews und Geschichten aus der Welt der Literatur, randvoll mit Vorstellungen von ausgewählten Neuerscheinungen. Jede Menge aktuelle Lesetipps zu den spannendsten Romanen und den interessantesten Sachbüchern.

+ Sonderhefte

Mit dem Abonnement erhalten Sie zusätzlich zum Buchkultur-Magazin alle Buchkultur-Sonderhefte mit Themenschwerpunkt gratis in Ihren Postkasten und/oder die Buchkultur-App.

+ Geschenkbuch zur Wahl**



1
Dacia Maraini
Drei Frauen
Ü: Ingrid Ickler
Unionsverlag, 184 S.



2
Ulrike Zeitlinger
Kiss me, Baby!
Eine Liebeserklärung an den Kuss
Piper, 256 S.



3
Ahmad Milad Karimi
Die Schönheit des Judentums
Eine muslimische Liebeserklärung
Patmos, 80 S.



Mit
aktuellem
Geschenkbuch als Abo-
prämie!*

6 x im Jahr + Sonderhefte

Digital Abo	Print Abo	Studierenden- & Arbeitslosen-Abo*
33 € jährlich	48 € jährlich in der ganzen EU 55 € jährlich in Resteuropa	Digital: 25 €* Print: 40 €* jährlich
++ Plus ++		

Ab sofort zusätzlich mit Zugriff auf die Digitalausgaben!

*Für Studierende und Arbeitsuchende, Nachweis erforderlich.
Angebot gültig bis 30.06.2026. Druck- und Satzfehler vorbehalten.

3 Wege zum Buchkultur-Abo

Direkt online
im Buchkultur-
Shop abonnieren

E-Mail mit einem Foto
des ausgefüllten Formulars
an abo@buchkultur.net

Postkarte aus-
schneiden, frankieren
und absenden.

shop.buchkultur.net



Jetzt abonnieren!

Ich möchte folgendes Buchkultur-Jahresabo
ab der nächsten Ausgabe abonnieren:

- ☐ **Print Abo um 48 €**
☐ **Digital Abo um 33 €**

Studierenden-Abo*:

- ☐ Print um 40 €*
☐ Digital um 25 €*

Ich wähle als Geschenkbuch **::

- ☐ **Drei Frauen (Unionsverlag)**
☐ **Kiss me, Baby! (Piper)**
☐ **Die Schönheit des Judentums (Patmos)**

*Für Studierende und Arbeitsuchende, Nachweis erforderlich.
Angebotsbedingungen siehe AGB auf shop.buchkultur.net. **Wahlmöglichkeit, Angebot gültig solange Vorrat reicht • Angebot gültig bis 30.06.2026. Druck- und Satzfehler vorbehalten.

Vor- und Nachname* _____

Straße | Hausnummer | Tür* _____

Land | PLZ | Wohnort* _____

Telefon _____

E-Mail* _____

Datum* _____ Unterschrift* _____

Buchkultur

Esrlarngasse 10

1030 Wien

Österreich

GESCHICHTEN VOM LESEN. KONRAD HOLZER, ERFAHRENSTER LESER UNTER DEN BUCHKULTUR-REZENSENT/INNEN, ENTDECKT MIT UNS SEIN BÜCHERREGAL NEU.

ZEIT IM BUCH



DIE WELT MUSS NICHT SO SEIN, WIE SIE IST

Das Werk der amerikanischen Autorin Ursula K. Le Guin (1929–2018), das zum großen Teil der Science-Fiction-Literatur zugerechnet werden kann, erlebt eine Renaissance. Es besteht aus umfangreichen Zyklen genauso wie kurzen Erzählungen. Um das eine wie das andere bemüht sich jetzt Karen Nölle in Neuübersetzungen. Meine erste Begegnung mit Le Guin ist schon viele Jahrzehnte her und begann mit ihrem Roman »Das Wort für Welt ist Wald«. Dazu muss ich gestehen, dass ich schon damals – in den Siebzigerjahren – ein bekennender Wagnerianer war. Unter diese W-Alliteration im Romantitel könnte man ganz leicht ein Wagner'sches Leitmotiv stellen, das perfekt in die Wagalaweia-Welt von Wellgunde und Woglinde passen würde. Liest man aber, dass es in diesem Roman darum geht, dass Erdbewohner einen ganzen Planeten versklaven wollen, um an dessen Ressourcen zu gelangen, dann mischt sich schon auch die Zeitgeschichte bedrohlich ein. Es ist für die damalige Zeit – das Buch entstand 1972 – auffallend stark von feministischen und ökologischen Gedanken getragen. Le Guin wusste um die Vorbehalte, die der Science-Fiction-Literatur entgegenschlugen und immer wieder entgegenschlagen werden, so hat die Übersetzerin gleich einmal an den Anfang von »Der Tag vor der Revolution«, einem Band mit 25 Science-Fiction-Stories, den Text »Science Fiction lese ich nicht« gestellt. Darin gelingt es Le Guin recht überzeugend, die Vorbehalte, die es da geben könnte, zu entschärfen. Wobei ich schuldbewusst zugeben muss, dass ich selbst einmal vor einer österreichischen Autorin den vorlauten Vergleich zog, dass ihr Schreiben von Science-Fiction wohl Übergangsstadium sein müsse so wie im Kulinarischen die Verköstigung bei McDonald's. Ich bin also auch von Zweifeln nicht befreit. Le Guin sieht den Begriff »Science« nur als Attribut, als »dienende Beigabe« zur Fiction, denn alle wissenschaftlichen Inhalte seien absolut zugänglich. Science-Fiction-Literatur sei eine Erzählliteratur, die mit Themen spiele, weil sie interessant, schön und für das Menschsein relevant seien. »Mit Themen spielen«, das ist das Stichwort. Holt man sich nur drei, vier Erzählungen aus »Der Tag vor der Revolution« he-



Ursula K. Le Guin
Der Tag vor
der Revolution
Ü: Karen Nölle
Fischer Tor, 784 S.

raus, dann ist die Heldin der titelgebenden Geschichte eine alternde Revolutionärin, die ihre Jugend im Gefängnis verbringen musste und jetzt – eigentlich zu spät – erlebt, dass die Revolution doch noch stattfinden wird. Die erste Erzählung, »Neun Leben«, handelt davon, dass zehn Klone, »aus dem besten Menschenmaterial gemacht«, auf einen fernen Planeten zum Abbau von Uranerzen geschickt werden und neun von ihnen bei einem Erdbeben ums Leben kommen. Die Autorin beschreibt mit einem ganz besonderen Bild das Leben in dieser Gruppe: »Wie bei einem Starenschwarm, der mit einem Flügelschlag die Richtung wechselt und einem Anführer so schnell folgt, dass kein Auge sieht, wer führt, wechselte bei allen die Stimmung«. Herzerzerrend ist dann, wie der übrig gebliebene Klon versucht, weiterzuleben. Le Guin kann aber ebenso ironische Töne anschlagen. Die Erzählung »Sie entnast sich« ist etwa eine Ausnahme in der ansonsten von Ironie hauptsächlich befreiten Science-Fiction. Eva macht sich daran, die Namen, die Adam allen Lebewesen gab, zu löschen, ja aufzuheben. Das geht relativ friktionsfrei und auch da in schönen Bildern: »Von den Meeresfischen lösten sich die Namen in allen Ozeanen lautlos wie schwache, dunkle Trübungen aus Sepientinte und verloren sich spurlos in den Strömungen«. Als sie zu Adam geht, erwartete sie Widerstand. Und wie reagiert er darauf? »Gut. Fein, Schatz. Wann gib't es Essen?« Ursula K. Le Guin spielt mit Themen, sie spielt zudem mit dem grammatikalischen Geschlecht, im Laufe des Schreibens einer Erzählung kam sie etwa zur Überzeugung, dass die Geschichte von einer weiblichen Hauptfigur getragen werden müsse. Die Übersetzerin erklärt im Nachwort, dass die Autorin das Geschlecht in vielen Bereichen gesellschaftlichen Handelns zur Nebensache herabstufen wollte. Überhaupt hilft dieses Nachwort dabei, einen Überblick über das Schaffen der Autorin zu gewinnen und die Besonderheiten der einzelnen Erzählungen herauszufinden.

Als kleiner Nachtrag: Ja, Science-Fiction wird auch heute geschrieben! Soeben veröffentlichte die Österreicherin Magdalena Schrefel ihren Roman »Das Blaue vom Himmel«, in dem Schwefelkristalle in den Himmel geschossen werden, um für die Abkühlung der Erde zu sorgen. Nachteil dieser Aktion ist, dass der Himmel nie mehr so blau sein wird, wie er einmal war ... ■



Magdalena Schrefel
Das Blaue
vom Himmel
Suhrkamp, 268 S.



Muri Darida (geb. 1993) lebt zwischen Budapest und Berlin. Literarische Publikationen u. a. in BELLA triste, EDIT, MOSAIK und JENNY. Zu politischen und gesellschaftlichen Themen publiziert Muri Darida regelmäßig u. a. auf ZEIT ONLINE, arte.tv, taz.de und sueddeutsche.de. Mit einem Auszug aus »King Cobra« war Darida für den Wortmeldungen Förderpreis 2022 nominiert und gewann den Publikumspreis des Open Mike 2024.

Die Rache der Königskobra

Worüber in Familien geschwiegen wird und was es kostet, es ans Licht zu holen – Muri Daridas sprachgewaltiges und zartes Debüt zwischen Deutschland und Ungarn

Von Teresa Preis

Wie rächt man, was einem in der Kindheit angetan wurde? Lazi hat, so viel ist klar, einen Plan. Zwanzig Jahre nach der traumatischen Erfahrung im Hungária Euro-City nach Budapest sitzend, soll es in das ungarische Dorf der Familie gehen. Dort will Lazi das alte Jagdgewehr des Großvaters András finden. Was folgt, ist außerordentlich. Denn die Erzählung vereint vieles: Rache-geschichte, Versöhnungsgeschichte und queere Geschichte sind neben- und übereinandergeschichtet wie bei einer Zwiebel. Die einzelnen Kapitel sind sowohl hochaktuell als auch wunderbar amüsant und warten mit überraschenden Wendungen auf.

Lazi bewegt sich in »King Cobra« durch ein aufgewühltes Land, durch Kindheitserinnerungen, Sprachenakrobatik und die eigene Transition. Es geht hin und her zwischen Deutschland und Ungarn, zwischen den Familien da und dort, zwischen besonderen Menschen. Beginnend mit »Andrásopa«, der während des Ungarischen Volksaufstands eigentlich nach Argentinien zum Rinderzüchten wollte und stattdessen in Eppingen landete. In der Deutschen Provinz also, mitten im Nirgendwo zwischen Heidelberg und Stuttgart. In Ungarn geblieben ist hingegen Lazi Tante Mónika. Um sie ranken sich besonders viele Mythen. Und dann ist da noch die Großcousine Zsófi. Sie soll Lazi das Schießen mit einem Luftgewehr beibringen. Oder die Kellnerin Kinga, die trägt die titelgebende Schlange sogar auf der Haut.

Die ganze Geschichte wird von verschiedenen Schlangenbildern begleitet, passend zur Königskobra. »Es gibt die indische Erzählung, in der die Königskobra sich auf die Höhe der Augen eines Menschen aufrichten kann und ein Bild von ihm macht, um Rache zu üben. Mit diesem Bild habe ich weitergearbeitet«, erklärt der Journalist und Autor Muri Darida. Mit »King Cobra« hat er einen schillernden Debütroman voller Herz und politischer Brisanz vorgelegt, der ganz ohne Schwermut aus-

kommt. Während man in den Sog des Buches gezogen wird, ist schnell klar: Darida liebt das Geschichtenerzählen. Also begibt sich Lazi auf ein Abenteuer, auch wenn die Umstände dabei oftmals erschütternd sind. Denn bei der Familie angekommen, gilt es die Geheimnisse – vergraben zwischen Schamgefühl und Schweigen – offenzulegen und den Ursprung der Gewalt zu erkennen. Das ist schmerzhaft, schließlich muss vor allem dort hingehört werden, wo sonst in Familien lieber geschwiegen wird. Trotzdem scheint Lazi bereit, mit einem Jagdgewehr in der Hand die Ungerechtigkeiten zwischen den Generationen aufzuräumen. Und nicht nur Darida findet: »Um wirklich etwas zu verändern, braucht es ein großzügiges Maß an Radikalität. Lazi als Figur ist damit ausgestattet.«

STAMMBÄUME

Lazi ist von der Idee getrieben, die eigene Vorgeschichte zu kennen, um aus der Ohnmacht ausbrechen zu können. Doch ist das überhaupt ein notwendiger Schritt, um bei sich selbst anzukommen? Darida blickt eher lakonisch auf die Frage: »Ich glaube nicht, dass es nötig oder vor allem möglich ist, die eigene Vergangenheit zu verstehen. Vielleicht geht es eher darum, Kanäle zu finden, um sie erfahren zu können.« In den vielen Handlungssträngen kann man sich manchmal kurz verlieren, was aber zum Lesegenuss beiträgt. »Die eigene Vergangenheit verstehen zu lernen, ist ein schöpferischer Prozess des Scheiterns. Ich beobachte, dass dabei oft Material für gute Geschichten herauskommt, aber selten die Antworten und Lösungen, die wir uns erhofft haben.«

So können wir Lazi dabei begleiten, sich Schicht für Schicht vorzuarbeiten – und man selbst fühlt sich beim Notizenmachen zum Stammbaum ziemlich schnell ertappt. Denn sogar Lazis Freundin Angelika, die die neuesten Erkenntnisse tele-



Muri Darida
King Cobra
dtv,
288 S.



Das vollständige Interview können Sie auf buchkultur.net nachlesen.

fonisch verfolgt, tut sich schwer, den Überblick zu behalten. Während Lazi wiederum genervt feststellt, es sei so wahnsinnig deutsch von Angelika, »exakte Verwandtschaftsverhältnisse aufspüren zu wollen«. Doch nicht nur Lazi ist schlagfertig, vor allem die amüsante Erzählerstimme hilft beim Navigieren, auch wenn sie Lazi nicht bei der Aufklärung helfen kann. Schließlich geht es zudem um jene Erzählungen, an denen wir selbst festhalten. Und vor denen ist auch Lazi nicht gefeit, hängt fest in einem Dreieck aus Verklärung der eigenen Kindheit, der Unfähigkeit weiter zu verdrängen und dem Wunsch, das Ohnmachtsgefühl der Vergangenheit loszuwerden. Verklärt werden gleichermaßen die Familienmitglieder. Und es wird zu Lazis Reifungsprozess gehören, den Blick auf die Großväter, Tanten und Eltern nochmal neu zu schärfen.

ZWISCHEN ZWEI SPRACHEN

Vor zu vielen Vergleichen mit dem echten Leben sollte man sich bei fiktionalen Texten bekanntermaßen in Acht nehmen. Was Hauptfigur Lazi und Au-

tor Muri Darida jedenfalls teilen: Beide leben zwischen Deutsch und Ungarisch. Das wird im Text eingeflochten und thematisiert – es ist der rote Faden des Romans. Da werden ungarische Phrasen ganz selbstverständlich eingebaut und bereichern die Geschichte, machen sie lebendiger. Doch die Mehrsprachigkeit ist mehr als eine nur geistig-theoretische Abhandlung, eher wird sie in ihrem physischen Erleben gezeigt. Lazi beschreibt etwa, dass der Kiefer zusammenwächst, wenn das Ungarische zu lange nicht mehr benutzt wurde. Für Darida geht es ebenso sprachlich hin und her: »Ich selbst denke in gleichen Anteilen auf Deutsch und Ungarisch, oft auch in weiteren Sprachen.«

Obwohl nicht klassisch zweisprachig aufgewachsen, konnte Darida das Ungarische zumindest noch in der Kindheit erlernen und empfindet genau das heute als großes Glück: »Eine Sprache, die fehlt, ist die unmittelbare Version der Sprachlosigkeit. Zwei- oder Mehrsprachigkeit ist ein Scharnier, verschiedene Aspekte des Selbst ineinandergreifen zu lassen und ermöglicht ständige Perspektivwechsel.« Von den unterschiedlichen Sprachbildern

und Besonderheiten profitiert zusätzlich die Geschichte. Die Übersetzung übernimmt hier eine Stimme aus dem Off. Sie kommt einzig in Klammern zu Wort und kommentiert gerne mal das Geschehen. Allerdings nicht durchgehend, und das ganz bewusst, wie Autor Darida sagt: »Die Stimme schaltet sich immer ein, wenn Lazi sich an Orten der eigenen Vergangenheit aufhält und schweigt im zweiten Teil, den Lazi in Budapest verbringt. Also an einem Ort, der nicht von der eigenen Kindheit oder den Geistern der eigenen Familie überlagert wird.«

FAMILIENSTRUKTUREN

Und so geht es viel um Sprache, doch vor allem um das Über- und Miteinander-Sprechen. Was in Familien weitergegeben und was lieber ausgelassen wird, ist das Herzstück des Romans. Für Darida sind Familien paradoxe Machtgefüge: »Wenn es gut läuft, sind sie ein belastbares Auffangnetz und Unterschlupf. Wenn es schlecht läuft, ein Vakuum der Gewalt.« Und der größte Verrat, wenn herauskommt, wer davon gewusst und somit Täter/innen geschützt hat. »Familie ist das geteilte Schweigen, das man als Tuch über den Tisch legt, um die heilige Tischplatte vor Messers Schneide zu bewahren«, heißt es im Buch. Dabei wird unaufhörlich geredet in »King Cobra«. Denn erzählen, das können die Tanten und ihre Nachbarinnen, vor allem, wenn dazu Schnaps eingeschenkt wird. So entstehen die Legenden. Doch das Eigentliche, das Schmerzhafte, wird unter den Teppich gekehrt. Auch in Gesprächen mit der eigenen Mutter sind die Informationen, die Lazi erhält, nicht immer zuverlässig: »Meistens erzählte sie nicht, um wiederzugeben, was passiert war. Sie erzählte, um zu zeigen, was fast passiert wäre.« Es sind diese kleinen Hinweise, die Lazi aufhören und weiterforschen lassen.

Darida weiß plastische Figuren zu erschaffen, die bleibende Eindrücke hinterlassen. Tragische und komische Szenen liegen hier oft sehr nahe beieinander. Eine Schlüsselfigur ist Tante Mónika, die sagemunwobene große Schwester von Lazis Mutter. »Schon als Lazi ein Kind war, hatten die Verwandten behauptet, Mónika habe Schlangen.

Foto: Dorottya Márton

»Um wirklich etwas zu verändern, braucht es ein großzügiges Maß an Radikalität. Lazi als Figur ist damit ausgestattet.«

Muri Darida

Anscheinend hatte sich rumgesprochen, dass Schlangen das einzige Thema waren, bei dem das Kind aufhörte weiterzubohren.« Bei ihr wurde in der Vergangenheit nicht nur vieles ausgespart, sogar ihr Aufenthaltsort wird einfach erlogen. Darida ist sich sicher, fast alle kennen jemanden wie Mónika: »In den meisten Fällen gehört zu jeder Familie eine komische Cousine oder ein merkwürdiger Bruder, über den oder die nicht gesprochen wird und deren Name immer mit einem vielsagenden Blick verbunden ist.« Dass sie dabei auch noch eine Funktion für den Rest der Gemeinschaft erfüllt, ist tragisch, und laut Darida leider doch oft Realität: »Diejenigen, die nicht dazugehören wollen oder dürfen, bekräftigen die Zugehörigkeit der Übrigen.« In diese Beschreibung passt die Rolle der Tante gut hinein. Als Einzige in der Familie erkennt sie Lazis Schmerz, versteht, worum es hier geht, und stellt die richtige Frage: »Wen musst du töten?« Mónikas Können aus ihrem früheren Beruf und ihre Solidarität stärken die Bindung der beiden in einer einprägsamen Szene besonders.

JETZT ERST RECHT

Die Reise zum ungarischen Teil der Familie wird auf mehreren Ebenen eine Reise zu sich selbst. Denn Lazi ist trans und verankert in der queeren Szene. »Das Geschlecht meiner Figur ist ein wichtiger Faktor für das Erleben im Text, aber nicht das Hauptthema«, beschreibt es Darida treffend. Im Buch werden Alltagserfahrungen geschildert, etwa wenn ein Binder am Ende des Tages abgenommen wird, oder die Sorge, bei einer Kontrolle den Ausweis mit dem Deadname zeigen zu müssen. Und natürlich die Fragen, die sich bei einer Romanze in Budapest ergeben. Oder die Verletzung und der Umgang damit, wenn Menschen aus der Vergangenheit einen erst mal nur mit »nicht-mehr-Lazi« ansprechen wollen. Die Selbstverständlichkeit, mit der all das erzählt und gezeigt, aber nicht vorgekaut und erklärt wird, gehört zu den großen Stärken des Romans. »Mit den aktuellen

politischen Entwicklungen frage ich mich aber, ob diese Art der Prioritätenverteilung nicht bereits ins Utopische gerutscht ist«, so Darida. »Oft habe ich mich auch gefragt, warum ich das Buch gerade jetzt schreiben muss. Doch wenn man sich fragt: Gerade jetzt? Dann ist die Antwort meistens: Jetzt erst recht.«

Denn als Lazi 20 Jahre nach dem Vorfall in der Kindheit in den Zug steigt, kippt gerade die politische Stimmung in Ungarn: Während teilweise noch Einschusslöcher aus der Zeit des Volksaufstandes an den Häusern zu sehen sind, wird zeitgleich ein neues Feindbild heraufbeschworen. »Neu war, dass alle paar Meter blaue Plakate dafür warben, in einem nationalen Volksentscheid gegen »sexuelle Propaganda« zu stimmen«, heißt es im Buch. Doch wie kam es zur Entscheidung, genau hier anzusetzen? »Den Zeitpunkt habe ich zunächst so gewählt, weil es sich aus der Geschichte heraus so ergeben hat«, sagt Darida. »Selbstverständlich prägt es Lazis Erleben in einem Land, das in der Erinnerung nur voller Geborgenheit und zu tiefst romantisiert existiert.«

Bei all dem kommt eine weitere Form des Übersetzens hinzu: nicht nur zwischen den Sprachen, auch zwischen den Ländern. Lazi arbeitet als Videojournalist für deutsche Medien und soll etwa von der Pride Parade in Budapest berichten. »Gut wäre ein O-Ton von einem Transgender. Und eine Gegenstimme«, heißt es da salopp wie ignorant aus der Redaktion. Der Konflikt, den Lazi hier mit sich trägt, wird dabei in einen noch größeren Kontext eingebettet. »Wer aufrichtig und kritisch berichtet, wird in Ungarn als Nestbeschmutzer und außerdem zu tiefst un-ungarisch abgetan«, beschreibt es Darida, der selbst journalistisch mit dieser Abwägung betraut ist. »Gleichzeitig habe ich – und im Roman Lazi – einen starken Widerwillen, einen rückständigen und tumben Osten vorzuführen, der das deutsche Publikum in seinen Überlegenheitsfantasien bestätigt.« Doch nicht nur dieser kritische und exakte Blick hat die Arbeit am Roman geprägt, genauso die persönlichen Lebensumstände: »Die letzten zwei Schreibjahre habe ich ausschließlich in Ungarn gelebt. Alle paar Monate kam ein neues Gesetz, das trans Personen weiter kriminalisiert oder verleugnet. Ich habe mich oft gefragt, ob es mir mit meinem deutschen Pass zusteht, dieses Buch zu schreiben.«

Trotz aller gesellschaftlichen Faktoren schwingt im ganzen Buch etwas Sinnliches mit. Denn die bildgewaltige Story wird stets von Musik begleitet. Sei es »Bang Bang (My Baby Shot Me Down)« von Nancy Sinatra, »I Will Survive« von Gloria Gaynor oder, und da wird es ernst, »Alone« von Heart – sie alle werden rausgeholt. Jedem Kapitel ist ein Song zugeordnet, denn der Zugang zur Geschichte ist für Darida ein filmischer. Und: »Zu queerer Freude, zu politischem Widerstand, zur Sehnsucht nach einer besseren Welt, zum Leiden und Verliebtsein, zum Feiern und zum Trauern, gehört für mich Musik. Deshalb gehört sie auch zu diesem Buch.« All das wird in dieser wilden Fahrt versammelt, die durch das Leben und die großen Gefühle saust. Wie sich für Lazi letztendlich das Gesamtbild zusammensetzt, welche Rolle ein Brief hat und was das alles für das Grande Finale bedeutet, das wird hier nicht verraten. Doch dass Muri Darida viel zu sagen und ein Talent fürs Erzählen hat, ist sicher. So ist »King Cobra« eine Lektüre, die einen mitnimmt und sich lohnt – und die schon jetzt große Lust darauf macht, wohin die nächste Reise gehen wird. ■

Das Mitzele

Josef Winkler schreibt in »Das Glück ist ein Engel mit ernstem Gesicht« weiter an seinem Leben.

Von Konrad Holzer

Diesmal sind es nicht die rauchenden Scheiterhaufen im indischen Varanasi, diesmal taucht der Büchner-Preisträger aufs Neue in Blut und Jauche seiner Kärntner Kindheit und Jugend ein. Er scheint alles an »Schmerz und Trauer, Unglück und Gewalt« noch nicht bewältigt zu haben. Wie schon in seinem ersten, nahezu 50 Jahre alten Buch »Menschenkind« (Suhrkamp, 1979), holt er seine Lebensmenschen wieder hervor: Neben der stummen Mutter und dem allgegenwärtigen Vater (»Lass dich heimgeigen, Vater, oder Den Tod ins Herz mir schreibe«, Suhrkamp, 2018), der ihm Erzfeind ist und nie Erzfreund wurde, rückt nun die Schwester Maria, genannt »Das Mitzele«, zur Begleiterin seines Lebens auf. Man kann annehmen, dass sie es ist, die er als »Konditorgesellin von der Pâtisserie Chaim Soutine« in der »Unordnung seines Seelenscheiterhaufens« in barockem Wortwuchern andichtet. Da gelingen ihm Bilder, die einen mitreißen, abheben lassen und beeindruckten. Da und bei lyrischen Passagen spürt man, dass er – neben dem Abspulen seiner Lebenslitanei – noch anderes kann. Die rote Schlange, die sich aus der Haut des Paradiesapfels schält und im nackten Fruchtfleisch verbeißt, hat Tochter Siri zur Gestaltung des Buchcovers angeregt. Wenn ihn auch die Radikalität, von der die Büchner-Preisjury 2008 überwältigt war, verlassen zu haben scheint, kann er dennoch die beklemmend religiöse Stimmung in dem Kärntner Dorf mit Kirchenliedern, alten Balladen, Redewendungen, wie sie vielleicht jetzt gar nicht mehr in Gebrauch sind, wieder aufleben lassen. ■

Josef Winkler
Das Glück ist ein Engel
mit ernstem Gesicht
Suhrkamp, 431 S.



Die Welt als globale Haftanstalt

Xaver Bayer spielt gerne mit literarischen Formen und widmet sich diesmal einer ganz »unzeitgemäßen«.

Von Maria Leitner

Veit ist aufs Land gezogen, Dora in der Stadt geblieben. Sie schreiben einander Briefe, keine Mails, keine Telefonate. Ein Experiment? Zunächst sind es vor allem Zustandsschilderungen: Veit schläft unruhig und ist deshalb schreckhaft, Dora hat Probleme mit dem Nachbarn, weil sie nächtens Klavier spielt. Dann fallen Veit kleine Dinge auf: die vom Wind gebauschten Vorhänge, Libellenflug, Kondensstreifen im blassblauen Himmel – oder Absurditäten des Werbefernsehens. Währenddessen quillt Doras Stadt von Touristen über, in der U-Bahn starren alle aufs Smartphone (das kommentiert Veit nicht, vielleicht ist er davor geflüchtet). Die ländliche Idylle zeigt irgendwann ihr wahres Gesicht: Der Salat wird von Schnecken gefressen, der Wald ist »Manege für Sonntagsjäger«, der Wind kaum zu ertragen. Neben Gedanken über das Schreiben lässt sich Veit über technische Hilfsmittel aus, die dann die »Herrschaft« übernehmen. Seine Briefe werden länger, schweifen, scheinen die Adressatin aus den Augen zu verlieren. Dora stellt besorgt eine gewisse Apathie fest, aber solange Veit noch schreibt ... »Metaphysische Schwindelgefühle«, wie Michael Braun in der FRANKFURTER RUNDSCHAU über Bayer schrieb, sind in »Hauch« nicht zu erwarten, der Titel ist ja auch schon leise. Es entwickeln sich aber daraus Blicke auf die Welt und (unlös-bare) Fragen, wie ihr zu begegnen: ausweichen, eine Depression entwickeln oder der Wut freien Lauf lassen? Auf jeden Fall bemerkenswert, dieser Briefroman um der Form willen. ■

Xaver Bayer
Hauch
Jung und Jung, 224 S.



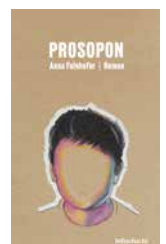
Sehenden Auges blind

Schuld, Verantwortung und die Frage des (Er-)Kennens behandelt dieses wuchtige Prosawerk.

Von Sylvia Treudl

Die Autorin Anna Felnhofer wurde vielfach für ihr Schreiben ausgezeichnet: So wurde ihr Debütroman »Schnittbild« (Luftschacht, 2021) mit der Buchprämie der Stadt Wien und dem Franz-Tumler-Literaturpreis 2021 gewürdigt, 2023 wurde ihr Text »Fische fangen« – ein Ausschnitt aus dem vorliegenden Roman »Prosopon« – mit dem Deutschlandfunk-Preis prämiert. Felnhofer ist Wissenschaftlerin, klinische Psychologin sowie Gründerin und Leiterin des Pediatric Virtual Reality Laboratory an der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendheilkunde der MedUni Wien. Was Anna Felnhofer in geschliffener, schmerzhaft intensiver Sprache vorlegt, ist weit mehr, als die Titelgebung vermuten lässt. Zwar ist der Ausgangspunkt des Erzählens, nämlich das Befassen mit dem Phänomen Gesichtsblindheit (Prosopagnosie), evident. Doch auf der Metaebene stellt die Schriftstellerin in diesem durch und durch tragischen Plot weit mehr in Frage. Eventuell ist Protagonist Jakob am Unfall seines siebenjährigen Sohnes Finn schuld: Ein Unfall, der in der Folge zum Tod des Buben führt. Nicht nur die umfassende, unvorstellbare Einsamkeit und Haltlosigkeit des von der Gesichtsblindheit betroffenen Jakob, sondern zudem die Rolle der Mutter und Ich-Erzählerin Johanna stehen auf dem Prüfstand. Zugespitzt und überhöht durch den Umstand, dass Finn ein aggressives, zerstörerisches Kind ist, das kaum einzufangen ist, blitzt subtil und eindringlich die Frage nach Familienzusammenhängen durch: Was kann gelingen? Und woran scheitert man – auch unter »normalen« Umständen? ■

Anna Felnhofer
Prosopon
Luftschacht, 259 S.



Leerstellen und Zeitfenster

»Ich möchte zurückgehen in der Zeit« heißt das neueste Buch von Judith Hermann.

Von Konrad Holzer

Die Mutter, der Großvater, die Schwester und die Schwiegereltern sind die Personen, mit denen sich die Autorin in diesem Buch auseinandersetzt. Es geht ums Erinnern, Verdrängen und Verschweigen – aus welchen Gründen auch immer – und ums Reisen. Auf den Spuren des Großvaters, der als Mitglied der Waffen-SS im polnischen Radom höchstwahrscheinlich sein Unwesen getrieben hat, begibt sich die Autorin dorthin, besucht danach ihre Schwester in Neapel, um mit dem zeitweiligen Verschwinden eines alten Paares während einer Reise zu enden.

Das Drängen im Fragen und Forschen der Autorin stößt auf ein Verdrängen bei den anderen: »Wir hatten ein Gespräch geführt, das ein Gespräch verhinderte.« Die alte Mutter will von ihrem Vater nur sehr wenig gewusst haben, die Schwester geht ihr aus dem Weg und sucht gleichzeitig ihre Nähe, will vor ihren Kindern nicht »über das Dunkle in der Welt« sprechen. Es gelingt Hermann, einen auf ihre Seite zu ziehen. Sie vermag es, ihre Anliegen – wenn schon nicht ihrer Familie – dann doch dem Leser, der Leserin auf ihre wortknappe, emotional beherrschte und dadurch umso intensivere Art und Weise begreiflich zu machen. Und gewährt einem, neben dem Forschen und Fragen, an Reiseerlebnissen teilzuhaben, darunter an einem »Zeittäschchen eines zerbrechlichen, zufälligen Friedens«.

Kleiner Tipp: Ein noch einmal ganz anderes und ganz besonderes Erlebnis ist es, Judith Hermann beim Vorlesen ihres Buches in der Hörbuchversion zu lauschen. ■

Judith Hermann
Ich möchte zurückgehen
in der Zeit
S. Fischer, 160 S.



Vom Leben danach

Berührende »Ghost Stories« versammelt in einem großen Trauer- und Erinnerungsbuch

Von Dagmar Kaindl

Wie hält man sein Leben nach dem Verlust eines geliebten Menschen zusammen? Siri Hustvedt findet Worte für das, was Menschen täglich passiert. Nach dem Tod ihres Mannes, des jüdisch-amerikanischen Autors Paul Auster (er starb 2024 an den Folgen seiner Krebsbehandlung), geht das Leben zwar weiter. Aber was bedeutet es, abends in ein leeres Haus zurückzukehren oder sich nicht mehr im Gesicht des anderen zu finden? In ihrem großen, berührenden Text lässt Siri Hustvedt zudem ihren Mann posthum zu Wort kommen. Die von ihm geschriebenen Briefe an seinen kurz vor seinem Tod geborenen Enkel Miles offenbaren den großen Wunsch des Autors, dem Sohn seiner Tochter so lange wie möglich nah sein zu dürfen. Und da sind die alten Liebesbriefe, die Siri Hustvedt ihrem späteren Mann schrieb und die sie nun, nach seinem Tod, zum ersten Mal wieder liest. Nah und präsent ist Paul Auster auch nach seinem Tod. Am Tag des Begräbnisses erscheint er Siri Hustvedt in der Gestalt seines früheren, gesunden Ichs. Und obwohl er schon viele Jahre das Rauchen aufgegeben hatte, vermeint sie, den Geruch seiner Zigarren wahrzunehmen. »Ghost Stories« spricht ebenso »die schrecklichen Dinge« in Paul Austers Leben an: den Drogentod seines Sohnes Daniel, der wegen fahrlässiger Tötung seines wenige Monate alten Kindes verhaftet worden war (es war in seiner Obhut an einer Opioidvergiftung gestorben). Doch »zwischen uns«, heißt es im Buch, »war es nicht schrecklich«. »Ghost Stories« ist das Bekenntnis einer großen gegenseitigen Liebe, die weit über den Tod hinausreicht. Schlicht und ergreifend. ■

Siri Hustvedt
Ghost Stories.
Ein Buch der Erinnerung
Ü: Uli Aumüller,
Grete Osterwald
Rowohlt, 400 S.



**Zu Risiken und
Nebenwirkungen lesen
Sie dieses Buch oder
besuchen Sie Ihre
Lieblingsbuchhandlung!**



304 Seiten, geb. mit SU, € 24,- (D) / € 24,70 (A)
ISBN 978-3-608-96691-6

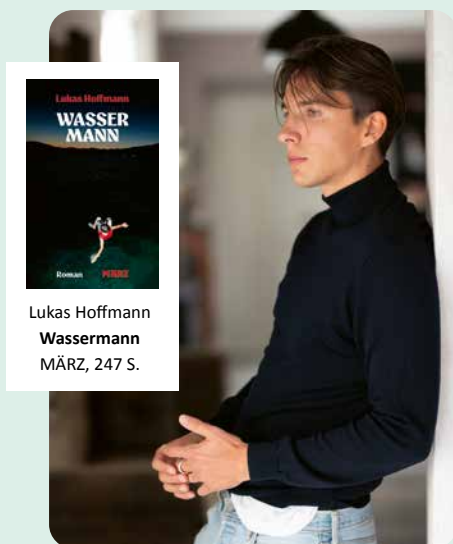
**Was tun bei unerwidelter
Liebe, einer Sinnkrise oder
dem Gefühl, dass alles aus den
Fugen gerät? Greifen Sie zu
einem Buch!**

Stefan Bollmanns literarische Hausapotheke stellt für die kleinen und großen Leiden des Lebens hochwirksame Texte zur Verfügung. Mal augenzwinkernd, mal tiefgründig wirkt dieses literarische Kompendium wie feine Tropfen auf innere Wunden und ist ein wichtiger Anker in stürmischen Zeiten.

DAS ERSTE BUCH

Von Raffael Leitner

»In das erste Buch, da schreibt man alles hinein«, lautet ein Zitat von Thomas Bernhard. Das Debüt als Gradmesser: Es legt den Grundstein, gibt die Richtung vor. Somit lohnt es sich, die aufstrebenden Schriftsteller/innen dieses Frühjahres in den Blick zu fassen. Eine Auswahl



Lukas Hoffmann
Wassermann
MÄRZ, 247 S.

Der Entwicklungsroman, häufig mit autobiografischen Zügen, gehört zweifellos zu den »Klassikern« unter Erstlingen. In diese Kategorie fällt Lukas Hoffmanns »Wassermann«. Erzähler Luk zieht für sein Studium von Hamburg, wo er seine krebserkrankte Mutter zurücklässt, nach Barcelona. Dort gerät er in die Wirren separatistischer Freiheitskämpfe, die katalanische Hauptstadt wird zum Schauplatz kriegsähnlicher Aufstände. Mittendrin entwickelt Luk eine Beziehung zur britischen Austauschstudentin Olive, die engagiert über die politische Situation berichtet.

Luks Selbstfindungsreise bedeutet einerseits eine Realitätsflucht, ständig wird er von Schuldgefühlen begleitet, weil er sich nicht um seine sterbende Mutter kümmert. Andererseits steht sie im Zeichen der Emanzipation, sie wird zum Versuch, sich ein eigenes Leben aufzubauen. Die katalanischen

Unabhängigkeitsbestrebungen korrespondieren auf kollektiver Ebene mit dem individuellen Freiheitsstreben. Anschaulich vermittelt Hoffmann dabei vor allem die Unfähigkeit des Erzählers, Verantwortung zu übernehmen, während er gleichzeitig sein eigenes Glück beständig sabotiert. Erst am Ende wird er sich zu einer sinnstiftenden Tätigkeit durchringen können.

Sprachlich sind popliterarische Einflüsse deutlich erkennbar, viele Passagen ergehen sich in der Nennung von Markennamen, Songs und anderen alltäglichen Konsumgütern. Auch Sexszenen spielen eine entsprechend wichtige Rolle. Zu verzeihen ist die stellenweise zu gewollte Zurschaustellung von Bildungsreferenzen (gleich auf der ersten Seite liest der Erzähler »Hunger« von Knut Hamsun, sehr intellektuell). Insgesamt legt Hoffmann aber ein gelungenes Debüt vor, am Boden geblieben und gut erzählt.



Katherina Braschel
Heim holen
Residenz, 272 S.

Ein weiterer »Klassiker« ist die Aufarbeitung der eigenen Familiengeschichte, wie sie Katherina Braschel in »Heim holen« betreibt. Die Vorfahren der Erzählerin Lina sind Donauschwaben, eine deutsche Volksgruppe vom Balkan, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Salzburg niedergelassen haben. Wenngleich Lina sich als junge Erwachsene von dieser konservativen Gemeinschaft entfernt hat – sie lebt in Wien und ist dort Teil einer linken, feministischen, diversen Freundesgruppe – erinnert sie sich noch gerne und mit einem Gefühl von Zugehörigkeit daran, wie sie als Kind in Muttergottestracht an traditionellen Umzügen teilgenommen hat. Als sie allerdings erfährt, dass ihr Großvater Teil einer SS-Division war, vertieft sie sich in die Recherche, um mehr über seine Rolle als Täter zu erfahren, was zudem zu Konflikten mit der eigenen Mutter führt.

Die Erzählung verbindet kollektive Geschichte mit einem individuellen Schicksal, sodass nicht die Historie der Donauschwaben, sondern der Verlauf der Spurensuche selbst im Mittelpunkt steht. Wesentlich ist dabei vor allem der Umgang Linas mit der Erkenntnis, dass sich der eigene Großvater, der mit ihr als Kind im Garten liebevoll die Bäume gezählt hat, im vollen Bewusstsein der NS-Verbrechen freiwillig zum Krieg gemeldet hat. Eine solche Auseinandersetzung ist inhaltlich zwar nicht revolutionär, in der Betonung ihrer Unabschließbarkeit aber durchaus angemessen. Stilistisch allerdings hat der Roman Luft nach oben, er plätschert häufig belanglos vor sich hin, jegliches poetische Moment vermisst man schmerzlich. Nicht jedes Kapitel muss wie eine einstudierte Kurzgeschichte funktionieren und etwa mit einem Satz wie »Gibst du mir den Karfiol, dann schneid ich den auch noch« am Anfang einer Kochszene beginnen. Sprache braucht mehr Luft zum Atmen, damit sie nicht im Banalen erstickt.

Einen gänzlich anderen Ansatz verfolgt Lisa-Viktoria Niederberger in »Lahea«. In diesem Buch ist die »Alte Welt« mit Klimakatastrophen, Patriarchat, Kapitalismus etc. untergegangen. Stattdessen zeichnet die Handlung eine neue, utopische Gesellschaft auf einer Insel, Menschen leben hier in kleinen harmonischen Gemeinschaften im Einklang mit der Natur, nur Frauen regieren, alle

Fotos: Mario Pastel, Alexandra Pawloff



Lisa-Viktoria
Niederberger
Lahea
Otto Müller, 368 S.

verhalten sich friedlich und jede/r ist komplett selbstbestimmt. Bis plötzlich eine Gruppe böser Männer aus der »Alten Welt« auftaucht, die versucht, Frauen zu vergewaltigen und das alte System wiederherzustellen.

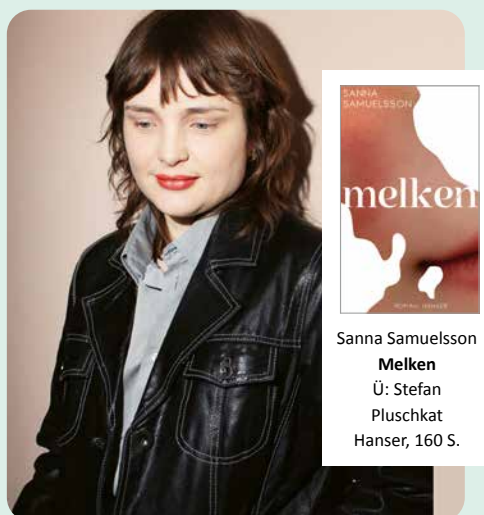
Die Hoffnung, in dieser ungewöhnlichen Grundidee künstlerisch wertvollem Inhalt zu begegnen, wird enttäuscht, dieses literarische Experiment muss man in jeder Hinsicht als misslungen bezeichnen. Störend daran sind weder die Naivität, die jeder Utopie qua natura inhärent ist, noch der radikal feministische Ansatz, den man gut und gerne verfolgen kann, sondern die absolut abwesende Ambivalenz. Die Rollen, wer gut und wer schlecht ist, sind so eindeutig verteilt, dass der Roman durchwegs belehrend wirkt. Gelingen können hätte er nur, wenn das Heilsversprechen einer durch und durch solidarisch organisierten Gesellschaft ebenfalls als Illusion enttarnt wird: Wer sich so das Paradies vorstellt, lässt die Geschehnisse des 20. Jahrhunderts außer Acht. So mutiert die Geschichte zum Moralspektakel, entscheidend ist die ideologische Haltung und nicht die Substanz. »Eine neue Realität, eine bessere Gesellschaftsform. Leben im Kollektiv«, lautet das nachgestellte Motto.

Außerhalb des deutschen Sprachraums gelingt der Schwedin Sanna Samuelsson mit »Melken« ein feiner Roman über eine junge Frau, die aus der Hektik der Großstadt in die Ursprünglichkeit des Landlebens flüchtet. Weil sie sich nach der Trennung von ihrer Partnerin Diana in der Anonymität der Stadt plötzlich fremd fühlt, kehrt Ellen in einer Impulshandlung auf den Bauernhof zurück, auf dem sie aufgewachsen ist. Dort wohnt allerdings mittlerweile eine andere Familie. Weil diese gerade

verreist ist, besetzt sie kurzerhand ihr Kindheitshaus und richtet sich ein. Zwischen ihr und ihrem Jugendfreund und Nachbarn Max, der immer noch dort wohnt, entwickelt sich eine alt-neue Dynamik.

Beschreibungen des früheren Alltags am Hof prägen das Geschehen, insbesondere dem Melken kommt eine zentrale Bedeutung zu. Ein gewisser Essenzialismus bricht sich Bahn: Man tut, was einem gemäß ist, Fragen von Selbstfindung haben in diesem Kosmos keinen Platz. Sozialkritische Aspekte kommen ebenfalls zum Ausdruck, wenn es um die gesellschaftliche Stellung der Bauernkinder, die von bürgerlichen Kindern aufgrund ihres Stallgeruchs verlacht werden, oder um die Abhängigkeit der Kleinbauern geht, die ihren Hof nur bewirtschaften, aber nicht selbst besitzen.

Das Motiv der Landflucht ist nun ebenfalls nicht neu. Was diesen Roman aber auszeichnet, ist sein Gefühl und sein Sprachwitz. An dieser Stelle ist zusätzlich eine Würdigung der Übersetzungsarbeit von Stefan Pluschkat angebracht. Immer wieder beschreibt die Erzählerin originelle Parallelen zwischen gewöhnlichen Lebenssituationen und bäuerlichem Alltag. So fällt ihr plötzlich während des lesbischen Liebesspiels die Ähnlichkeit zum künstlichen Besamungsprozess bei der Kuh auf. Aber auch die ausdrucksstarken Bilder sprechen für sich, etwa die Jungbullen, die im Winter aus dem Stall ausbrechen, in den gefrorenen See einbrechen und allesamt erfrieren. Dieses Debüt überzeugt mit dem wichtigsten Merkmal einer aufstrebenden Schriftstellerin: einer eigenen Stimme. ■



Sanna Samuelsson
Melken
Ü: Stefan
Pluschkat
Hanser, 160 S.

Birgit Birnbacher



Foto: © Erika Mayer

»Muss ja nicht immer gleich eine Katastrophe sein, wenn wer nicht normal ist.«

Ein Roman über die Chancen, die der Wildwuchs im Denken eröffnet.

224 Seiten. Gebunden. zsolnay.at



**ZSOLNAY
VERLAG**

Dreieckskonstellation

Ann-Christin Kumm lässt in ihrem Debüt »Ultramarin« einen regelrechten Sog entstehen.

Von Lilli Polansky

In nüchterner, teils abgehackter Sprache erzählt Ann-Christin Kumm die Geschichte einer Freundschaft, die über platonische Umgangsformen hinausgeht. Eine komplexe Beziehung: zwei Männer, die nicht verschiedener sein könnten. Ihre Vergangenheit, erzählt in geschickt eingefädelten Rückblicken. Die Gegenwart, ein Urlaub zu dritt, eine ungewohnte Dreieckskonstellation. Alte Wunden tun sich auf, Manipulation dringt durch. Wir lesen von Sex. Und von Liebe? Seit Lou denken kann, gibt es Raf. Raf, der alle um seinen Finger wickelt. Raf, der so viel stärker, selbstbewusster, interessanter ist als Lou. Lou, der immer in seinem Schatten steht, geblendet von seinem Scheinwerferlicht. Lou, der still, zurückhaltend, sensibel ist. Lou, der alles für Raf tun würde. Lou, der sich der toxischen Beziehungsdynamik im Laufe der Erzählung immer mehr bewusst wird. Lou, der wie festgefroren scheint, und Lou, dessen Unfähigkeit, sich zu lösen, ihn wahrscheinlich vor dem schützt, was sich am Ende des Romans offenbart ... Immer wieder möchte man als Leserin mit den Fingern zwischen die Seiten greifen, um den Protagonisten zur Seite zu ziehen, oder um Raf eine zu scheuern. Immer wieder hofft man, dass der Protagonist es vielleicht auch von selbst schafft. »Ultramarin« ist eine gelungene Komposition aus psychologischer Manipulation, aus durchschimmerndem Begehren sowie aus etwas, von dem bis zum Ende nicht sicher ist, ob die Bezeichnung »Freundschaft« tatsächlich greift. Ein Roman, durch den man beim Lesen regelrecht hindurchbrettert. ■



Ann-Christin Kumm
Ultramarin
Hanser Berlin, 224 S.

Gewusst wie

Eine brillante Satire auf die italienische Literaturwissenschaft liefert Dario Ferrari.

Von Konrad Holzer

Ferrari, geboren 1982 in Viareggio, ist Doktor der Philosophie und Lehrer an einem Gymnasium in Rom. Sein Held in »Die Pause ist vorbei« ist der nicht mehr ganz junge Dottore Marcello Gori, Phlegmatiker mit einem Master in Literaturwissenschaft, der unerwartet ein Promotionsstipendium ergattert. Thema seiner Arbeit soll Tito Sella werden, ein Terrorist, der nebenbei Bücher geschrieben hat. Bei der Lektüre hilft es, wenn man sich ein wenig in der neueren italienischen Literatur- und Zeitgeschichte auskennt. Aber es weht auch ansonsten genug Italianità aus diesem Buch: die Mama mit bunten Karnevalserinnerungen, der Vater, der nichts von den akademischen Al-lüren seines Sohnes hält und ihn dazu drängt, die Bar zu übernehmen. Dabei will Marcello nur mit den Freunden zusammen schweigen und trinken, nicht erwachsen werden und irgendwie seiner Freundin entkommen, die ihm am Tiefpunkt ihrer Beziehung vorschlägt, zusammenzuziehen. Nun kniet er sich also in Leben und Werk des Tito Sella hinein, schreibt dessen Biografie, verbringt dazu einige Zeit in Paris, nicht ohne sich dort unglücklich zu verlieben. Damit setzt zuerst Selbstmitleid und dann Selbsterkenntnis ein. Christiane Pöhlmann bringt die italienische Leichtigkeit überzeugend ins Deutsche. Ferrari hat ein ganz und gar italienisches Buch geschrieben, überfordert damit vielleicht alle anderen, fügt dem – unerträglich durch die amerikanische Literatur okkupierten – Universitätsroman eine neue, ironische Variante hinzu, überrascht mit dem unerwarteten Ausgang der Geschichte. Und vor allem mit dem Nachwort. ■



Dario Ferrari
Die Pause ist vorbei
Ü: Christiane Pöhlmann
Wagenbach, 352 S.

Bucht, Meer, Feuer

Magisch und kraftvoll: Der französische Romanerstling »Kinder der Bucht«

Von Alexander Kluy

Irgendwo in Südostfrankreich. In einer abgelegenen, paradiesischen Bucht namens Longo Mai, die nur wenigen bekannt ist, weil man vom nächsten Autoparkplatz eine Stunde zu Fuß hin braucht, stehen 20 Häuschen, es gibt eine kleine Bar, einen Strand, Felsen. Hier entfaltet Rémi Baille ein magisches Kammerspiel. Der Autor stammt aus Marseille und lehrt dort an der Universität. Die Häuschen sind ständig bewohnt. Alle kennen sich, nicht wenige Exzentriker gibt es. Da ist der Barbetreiber Cascade, der einst wohl aus Nordafrika floh, da ist Coco, der junge Fischer, dessen Vater, ebenfalls Fischer, auf dem Meer verschollen ging. Und da ist auch Nine, 18, die gerade die Schule beendet hat. Sie träumt von der großen Welt – und bricht auf, um auf Reisen zu gehen. Schon nach wenigen Wochen kehrt sie wieder zurück, sie hat ihre Meinung geändert und ist sich nun sicher, ihr Leben in der Bucht verbringen zu wollen. Doch in der Zwischenzeit ist in diesem heißen Sommer Feuer ausgebrochen ... Mitreißend hektisch beschreibt Baille, wie die sich rasch nähernden Brandwalzen bekämpft werden, wie die Bucht fast ausgelöscht wird. Als Nine zurückkehrt, wird sie beschuldigt: Sie habe das Feuer aus Rache gelegt, sind sich die verstörten Buchtanrainer einig. Doch dieser Konflikt wird sich auflösen und das Leben, psychisch holpernd und latent revidiert, geht weiter. Es verwundert nicht, dass dem 33-jährigen studierten Philosophen Rémi Baille für diesen kraftvollen, wortmagischen und bildstarken Debütband über Liebe, Einsamkeit und Bedrohung 2024 der Prix Mare Nostrum zugesprochen wurde. ■



Rémi Baille
Kinder der Bucht
Ü: Felix Mayer
Septime, 180 S.

Endlich, ohne Fassade

Honor Jones erzählt von der klaustrophobischen Enge der Kindheit und der radikalen Frage nach der eigenen körperlichen Autonomie.

Von *Erkan Osmanović*

Wenn eine Tochter ins Haus der sterbenden Mutter zurückkehrt, erwartet man ein klassisches Familiendrama, vor allem wenn diese ihre eigenen Töchter im Schlepptau hat. Doch Honor Jones liefert einen Befreiungsschlag. Margaret begleitet ihre Mutter Elizabeth bis zum Tod – eine Reise durch ein Minenfeld aus schmerzlichen Erinnerungen und toxischer Kontrolle. Das Haus der Mutter zwingt Margaret in ein früheres Ich zurück. Zumutungen, die sie als Frau erlebte: ungewollte, ja, übergriffige Aufmerksamkeit, die ihr die Nachbarsjungen und der eigene Bruder aufzwingen. Ein Leben unter den allgegenwärtigen Blicken von Männern, das eigene Erleben wie ein Pendel zwischen tiefer Scham und Zorn. Für die Mutter war Fürsorge stets untrennbar mit Strenge verbunden und Distanz paradoxerweise ein Mittel der Zuneigung. Wir lesen davon, wie sich die Mutter als Frau stets auslöschte und diese Unsichtbarkeit auch von der Tochter einforderte. Wie ein Moment am Pool die familiäre Statik ins Wanken und schließlich zum Einsturz brachte. Und gleichsam Grundlage wird für ein Schweigen, das sich verfestigt und schließlich aufbricht: Aus bloßer Erwartung formt sich Widerstand. Jones packt in ihrem Debüt all dieses Geschehen in präzise Prosa, die den unbequemen Inhalt meisterhaft transportiert: Ist wahre Selbstermächtigung nur durch den radikalen Bruch mit der eigenen Vergangenheit zu erlangen? Der Roman lässt uns fragend zurück. Damit ist er im wahrsten Sinne des Wortes ein Buch fürs Leben. ■



Honor Jones
Schlaf
Ü: Claudia Voit
Ullstein, 384 S.

Unbehütete Kindheit

Lilli Tolkiens besonderes Debüt vereint Brutalität und sprachliche Schönheit.

Von *Nayra Jonke*

Die 1980 in Berlin geborene Debütantin zeigt, was Coming-of-Age kann: Berlin in den Achtzigern, Lale lebt in einer Männer-WG – eine linksradikale, rauschige Kommune, in der Hedonismus und männlicher Anspruch herrschen. Lale ist keine drei Jahre alt, als ein Freund ihres Vaters, der wegen eines »politisch motivierten« Banküberfalls im Gefängnis sitzt, sie aus dem Kinderheim befreit und in die WG bringt. »Ich hustete mich durch meine Kindheit«, stellt Lale fest, während sie durch Rauchschwaden und Idealismusgeschwafel hindurch eine Radiosendung für ihre drogenabhängige Mutter auf Kassette aufnimmt.

Als Neugeborenes auf Entzug schickt Tollkien die Protagonistin ins Leben. Später besucht Lale ihre Mutter am Kottbusser Damm. Dass dieser brutale Stoff nie ins Plakative kippt, zeugt vom handwerklichen Können der Autorin und davon, wie viel Wissen sie verarbeitet. Gerät ein Satz einmal etwas blumig, begeistern wiederum die nächsten so sehr, dass man sie am liebsten verinnerlichen möchte.

Lale erzählt von einer unbehüteten Kindheit, von verwilderten Jugendjahren und von popkulturellen »Held/innen«, die ihr verlässliche Ankerpunkte sind. Die Perspektive wächst mit Lale heran, Liedzeilen von Rio Reiser und Nena sind ihre einzige Beständigkeit.

Besonders die Kapitel aus kindlicher Perspektive gelingen herausragend. Tollkien findet schmerzvoll schöne Metaphern für Lales Sehnsucht nach Geborgenheit. Und der Roman zeigt zudem, wie Männer ihren Verfügbarkeitsanspruch auf Frauen auch in linken Sphären behaupten. ■



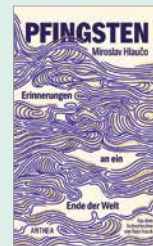
Lilli Tollkien
**Mit beiden Händen
den Himmel stützen**
Aufbau, 255 S.

Irgendetwas ist im Gange

Zum Glück bringt der Anthea Verlag wunderbare Bücher wie »Pfungsten« heraus.

Von *Maria Nowotnick*

Nicht oft wird man so sehr in den Bann eines Buches gezogen, dass man es gar nicht mehr weglegen möchte und noch seltener möchte man eines nach dem Beenden am liebsten gleich wieder lesen. Bei »Pfungsten. Erinnerungen an ein Ende der Welt« von Miroslav Hlaučo ist dies der Fall und nicht ohne Grund wurde es sowohl als »Buch des Jahres« als auch als »Debüt des Jahres« beim Literaturpreis Magnesia Litera prämiert. St. Georg ist ein abgeschiedenes Bergdorf, in dem »irgendetwas im Gange ist«, das die Einwohner skeptisch werden lässt. Es ist Anfang des 20. Jahrhunderts, die Zeit der großen technischen Veränderungen steht bevor und Engelserscheinungen, Drachentötungen, wiederauferstehende Hirschkühe oder übers Wasser laufende Bauern werden vermutlich nicht mehr lange an der Tagesordnung sein. Man erfährt viel über das Christentum, da alles aufs heilige Pfingstfest hinarbeitet. Magisch, mystisch und humorvoll wird das Dorf samt seiner teils schrulligen Bewohnerschaft beschrieben. Stauend schauen wir Odysseus Pastýř auf seiner Reise zu, auf die abergläubische »Agnes vom Kreuz«, oder beobachten, wie Maria mit »den Fingern weich wie Moos« heilen kann. Selbst ohne zu wissen, wem man hier genau zuschaut, tut man dies unheimlich gern – dennoch hilft die »Liste der handelnden und anderer besprochener Personen« am Ende des Buchs. Denn es ist eine komplexe Welt, die Hlaučo hier in seinem großartigen Debüt geschaffen hat: atmosphärisch und in einer wunderbaren Sprache, von Raija Hauck souverän ins Deutsche übersetzt. ■



Miroslav Hlaučo
**Pfungsten. Erinnerungen
an ein Ende der Welt**
Ü: Raija Hauck
Anthea, 426 S.

Versuche und Versuchungen

Von Christa Nebenführ

Der Bücherfrühling 2026 wartet mit nicht-normativen Beziehungskonstruktionen aus der Sicht von Schriftstellerinnen auf. Vier davon hat unsere Autorin gelesen.

Sie scrollt sich durch die Angebote von Escort-Agenturen für Heterofrauen: Begleitung ins Restaurant und/oder intime Stunden. Preise zwischen 500 und 600 Euro für zwei Stunden. Der Edel-Callboy Danny möchte sie gemäß seiner Mail-Antwort aus dem Alltag entführen. Sie möchte etwas anderes. Eine Dienstleistung. Nach diesem Prolog führt uns Patricia Jozef im Roman »Gentlemen« in das Leben ihrer Protagonistin Marieke ein. Die hat vorpubertäre Zwillingstöchter, mit deren Vater sie zusammen ist, seit beide vierzehn Jahre alt waren. Da weder seine noch ihre Karriere Fahrt aufnimmt, wohnen sie in einer der Wohnungen der wohlhabenden Schwiegereltern. Das bietet einigen Konfliktstoff. Schließlich kaufen sie auf Kredit ein renovierungsbedürftiges Haus am Land und schuften. Als Lesende leidet man mit ihnen, seufzt bei jeder neuen finanziellen und/oder handwerklichen Herausforderung und beginnt zu ahnen, was Marieke in die Welt des Escort-Datings treibt. Patrizia Jozef greift ein heißes Eisen auf: Intimität gegen Bezahlung. Ist das eine unverbindliche Dienstleistung oder der moralische Bankrott? In Schweden ist es gesetzlich verboten, in Belgien, woher die Autorin stammt, sozialrechtlich abgesichert. In Österreich und Deutschland zwar erlaubt, aber hoch umstritten. Marieke wird schließlich zur Stammfreierin von Rocco, der eigentlich anders heißt. Bei ihm stimmt einfach alles. Aber wie soll sie es einordnen, wenn er schreibt »Ich vermisse dich«? Spricht er damit ein authentisches Gefühl an oder läuft das unter Kundinnenbindung? Es gelingt der Autorin bravourös, Ambivalenzen auszuloten und zu beschreiben. Die explizit erotischen Passagen driften dabei nie ins Lächerliche ab, sondern sind sorgsam so aufgebaut, dass Lesende eine Ahnung der vermissten

respektive empfangenen Lust spüren können. Alles in allem ist der Roman sowohl literarisch als auch inhaltlich spannend. Aus einer Recherche der Rezensentin geht zudem hervor, dass es im Internet tatsächlich Seiten gibt, auf denen casual gekleidete junge Männer in freundlichen Videoansprachen ihr einschlägiges Service anbieten.

Die Amerikanerin Elisa Faison betritt in »Konstellationen« das Feld der Polyamorie. Ben ist seit sechs Jahren mit Frances verheiratet und schlägt ihr, einer plötzlichen Eingebung folgend, beim Abendessen vor, der entzückenden Kellnerin die gemeinsame Telefonnummer zu hinterlassen. Lily, die Kellnerin, ruft tatsächlich zurück. Daraus entwickelt sich ein sogenannter »Dreier«, erzählt aus der Perspektive von Frances: »Ich war begeistert von den Sommersprossen auf ihrem Bauch, die von einem auffälligen Muttermal auf ihrer linken Hüfte auszugehen schienen.« Auf den Geschmack gekommen, tummelt sich das Paar dann auf Plattformen für ENM – ethische Nicht-Monogamie. Dabei verlieben sie sich beide, und zwar kurioserweise in gleichgeschlechtliche Sexpartner unter den gedateten Paaren. Ein Sprung führt uns in der Wir-Form zum College-Abschlussjahrgang 2019, dem die Kellnerin Lily angehört. Elisa Faison erzählt in wechselnden Perspektiven und mit Rückblenden bis zu Frances' Mutter, Großmutter und Tante von Liebe, Begehren und Eifersucht in allen möglichen Konstellationen. Ein Ausflug in Bens Arbeitswelt an der Universität veranschaulicht, dass Machtmissbrauch auch von weiblichen Vorgesetzten gegenüber Studentinnen ausgeübt werden kann. Die eingestreuten Verweise auf Philosoph/innen von Platon über Julia Kristeva

Abbildung: Artemisia Gentileschi, Maria Magdalena in Ekstase via Wikimedia Commons

bis zu Theodor W. Adorno schmiegen sich klug in den Verlauf der Beziehungsdebatten. Zahlreiche Figuren, wie das homosexuelle Ehepaar Max und Daniel, die frisch verheiratete Annie oder die Collegefreunde Izzy und Liam, schwirren durch den Roman und sind doch alle miteinander verknüpft. Vor allem der Kern von Beziehungen zwischen langjährigen Freund/innen und einander begehrenden ENMs wird herausgeschält. Auch die sprachliche Metaebene findet in den Texten Platz: »Sie wurde kreidebleich. Gelesen hatte er das schon oft. Gesehen noch nie.« Ein ausgesprochen gelungenes Debüt!

Molly Roden Winter legt an Offenheit noch eins drauf und schreibt ein Memoir mit dem Titel: »Mehr. Die Geschichte meiner offenen Ehe«. Im Einstiegswitz fragt Daniel seine Mutter Molly, ob seine Eltern eine offene Ehe führen, da ein Profil auf dem Laptop seines Vaters Stewart dies nahelegt. Ihre umständlichen Erklärungen quittiert er mit: »Wie? Du machst das auch?« Dann geht's zurück zu Mollys erstem Flirt abseits ihrer Ehe. Der schöne, jüngere Matt hat sie um ihre Telefonnummer gebeten. »Halo, du«, sagt Matt und schaut mit seinen seegrünen Augen nach unten zu mir. Und dann sagt er es. »Willst du noch mit zu mir kommen?« Das gibt's wirklich? Ja, das gibt's wirklich! Auch Fist Fucking, Analplugs, Sex Positive Partys, Swinger Clubs, Polyamorie, XL-Magnum-Präservative, 14 Jahre jüngere Lover und was Molly im Lauf der nächsten Jahre sonst noch alles kennenlernen wird, gibt es wirklich. Die Selbstvergewisserung ihres sexuellen Erwachens durch dessen chronologische Aufzählung und Beschreibung scheint die Hauptintention der Autorin gewesen zu sein, dieses Buch herauszubringen. Solche Klatschsucht hat Monica Lewinsky und Bill Clinton in arge Schwierigkeiten gebracht. Nicht so Molly und Stewart, der sich daran aufgeilt, sich erzählen zu lassen, was sie mit den anderen treibt und sie sogar dazu ermuntert, das alles öffentlich zu machen. Weil so viel Offenheit nicht ganz so einfach wegzustecken ist, wie Stewart sich das vorstellt, sucht Molly einen Psychotherapeuten auf. Dessen Kommentare begleiten das Geschehen in ähnlicher Weise wie die Ratschläge einer Briefkastentante. Als der letzte Lover in diesem Reigen mit Molly Schluss macht, steht immer noch Stewart bereit. Angeblich war das Buch ein NEW YORK TIMES-Bestseller und Stadtgespräch in der City. Sollte also die Danksagung der Autorin an zahllose Writers' Workshops zu denken geben oder ermutigen?

Patricia Jozef
Gentlemen
Ü: Dania Schüürmann
Arche, 384 S.

Elisa Faison
Konstellationen
Ü: Maria Hummitzsch
Piper, 304 S.

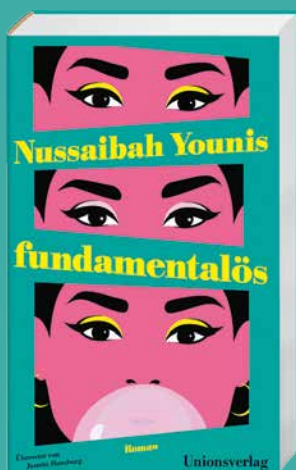


Molly Roden Winter
Mehr. Die Geschichte meiner offenen Ehe
Ü: Britta Fietzke
Goldmann, 352 S.



Bianca Jankovska
Fuckgirl
Haymon, 296 S.

Dass sie nicht alles so selbst erlebt hat, stellt Bianca Jankovska in der Danksagung an »alle Frauen, die mir ihre Geschichte erzählt haben« in »Fuckgirl« klar. Die Figuren sind Archetypen wie ihre Namen: Fuckgirl, Alte Studienkollegin, Loser, Mann, Journalist usw. Darüber werden Themen wie der Unterschied zwischen Betrug und offener Beziehung, BDSM, Kinderfeindlichkeit oder David Beckhams Affäre abgehandelt. Zu Beginn erzählt Fuckgirl einfühlsam von den toxischen Beziehungen in ihrer Herkunftsfamilie. Dann switcht die Autorin. Fuckgirl findet heraus, dass der über eine Dating-App gefundene Sexpartner Daddy Frau und Kind hat. Aus Frauensolidarität informiert sie die »Mama« über das Date, lässt sich dann auf einen Trip in ein Tiny Haus mit ihm ein. »Er pinkelt sich ein vor Freude, ein neues Opfer gefunden zu haben.« Zu Beginn lebt Fuckgirl mit Mann, der anders ist als die anderen, in einer glücklichen, einseitig offenen Ehe. Sie lamentiert über eine vergangene Beziehung und hat Spaß an deftigem Gelegenheitssex. Vor allem aber, das verrät Bianca Jankovska auf ihrem Blog, geht es um Female Revenge. Und hier liegt der Knackpunkt: Die schablonenhaften Figuren und die miserabel erzählten Sexszenen wären nicht der Rede wert, würde der Roman nicht vor Selbstgerechtigkeit tiefen. Zudem wird man das schale Gefühl nicht los, hier versuche jemand auf einen Zug aufzuspringen, ohne ihn zu erwischen. ■



Nussaibah Younis

»Dieser Roman lacht dem Extremismus ins Gesicht – das witzigste Debüt des Jahres.«

The Times

Aus dem Englischen von Jasmin Humburg
384 Seiten, gebunden

Unionsverlag

Nachforschungen

Cécile Wajsbrot erzählt in »Offener Himmel« von der Suche nach einer guten Fee.

Von Konrad Holzer

Die französische Autorin schreibt, wie schon in ihren früheren Büchern, weit ausufernd assoziativ. Langsam, ganz langsam nähert sie sich über viele, viele Umwege dem Thema, das der eigentliche Kern ihres Romans sein wird: Eine Freundin ihrer Mutter, eine junge Frau, zu der das Kind Cécile eine besondere Beziehung entwickelte, sie »Reisefee« nannte, weil sie als Stewardess in der großen, weiten Welt herumkam, und ihr von überall Karten schickte. Diese Frau kam 1961 bei einem Flugzeugabsturz in der algerischen Wüste ums Leben. Cécile erfuhr erst später davon, man wollte es vor dem Kind verheimlichen.

Ihre Nachforschung arbeitet die Autorin nun in diesem Buch auf, entwirft traumhaft schöne Bilder, deren Zusammenhang mit dem Thema man erkennen kann oder nicht. Egal, man verweilt in ihnen. Vögel sind sehr oft Gegenstand ihrer Aus- und Abschweifungen, Vogelkonzerte. Und da gleich ein Einwurf über das Lesen in unseren Tagen: Ob nun von der Installation einer zeitgenössischen Künstlerin die Rede ist, oder von einem mittelalterlichen Bild, von einer bestimmten Komposition oder dem Zitat eines Philosophen – das Internet macht es möglich, alles, mit der entsprechenden Erklärung der Autorin versehen, nachzusehen und nachzuschlagen. Die Erzählung teilen sich eine Stimme, die aus dem Chor hervortritt und »die Frau ohne Alter«.

Am Ende, nach allen Zweifeln und Vermutungen – von einem Attentat, einer Bombe im Frachtraum ist die Rede – verstummen alle Stimmen: »Bald kommt der Sommer ...« ■

Cécile Wajsbrot
Offener Himmel
Ü: Holger Fock, Sabine Müller
Wallstein, 181 S.



Sommerprotokoll aus den rumänischen Karpaten

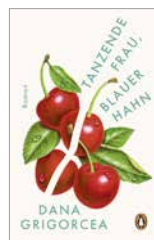
Ein leiser Roman über Erinnerung, Liebe und Aufbrüche

Von Alexandra Höfle

Mit leichter Hand entwirft Dana Grigorcea in ihrem Roman »Tanzende Frau, blauer Hahn« ein feines Liebeskaleidoskop. Die vielfach ausgezeichnete rumänisch-schweizerische Autorin versetzt ihre Leser/innen in einen rumänischen Kurort der Neunzigerjahre: Bușteni, wo die Nachwehen des Sozialismus noch als leises Grundrauschen spürbar sind. Eine bröckelnde Papierfabrik, freilaufende Kühe und Müll auf dem Grund der Prahova bilden die beiläufige Kulisse. Entlang der abschüssigen Bahnhofstraße reiht Grigorcea kurze Szenen aneinander, die harmlos wirken und gerade dadurch umso präziser Sehnsüchte und stille Kränkungen sichtbar machen. Im Zentrum stehen Roxana und Camil, die sich Sommer für Sommer in Bușteni treffen. Sie beobachten den Ort und seine Paare – halb aus Neugier, halb aus Selbstvergewisserung: »Ihre Geschichten waren ja eigentlich unsere Geschichten.« In diesem Satz verdichtet sich der Kern des Romans: Wer die anderen liest, liest sich selbst.

Eine eingeschobene Rahmenhandlung führt uns in die Gegenwart: Eine Autorin auf Lesereise erzählt Abend für Abend von Roxana und Camil. Subtil verschiebt sich dabei die Perspektive auf das Erzählte. Der Roman ist schlank gebaut und elegant im Ton. Grigorcea beobachtet, deutet an und zieht weiter, ohne das Ungeklärte aufzulösen. Das Skizzenhafte wird zum Prinzip: Identität bleibt ein fortdauernder Entwurf. Der Roman bleibt als kluger Text über die Bedingungen von Liebe im Gedächtnis, still und nachhaltig. ■

Dana Grigorcea
Tanzende Frau, blauer Hahn
Penguin, 160 S.



Polymorph pervers trifft Iphigenie

Fünf Jahre nach dem hochgelobten Debüt fordert Ena Katarina Haler mit »Die Schuldlosen« ihre Leser/innen.

Von Maria Leitner

Besuch bei der Mutter. Die bewahrt Dinge auf, die der Tochter einmal wichtig waren, quasi Erinnerungsstücke, darunter ein Kinderbuch mit griechischen Sagen. Zwischen die sonst kurzen Kapitel ist ein seltsamer Mythos eingeschoben. Wie passen seine vielen Seiten in das dünne Bändchen? Ein schönes, unheimliches Bild als Ausgangspunkt einer Erzählung, deren motivische Überfülle ebenfalls den Rahmen zu sprengen scheint:

Lenka flieht mit Iris und Relja zurück in das bombardierte Heimdorf, dort schließt sich den Kindern der Nachbarsjunge Nino an. Während Relja seine Wut offen zeigt, bleibt Iris äußerlich abweisend und verschlossen, die Einsamkeit und der Wunsch nach Nähe bringen sie dazu, sich körperlich an Nino zu erproben (der eigentlich eher Relja zugeneigt ist), dann am Bruder, den Männern in der Kneipe. Erste Scham, Angst vor dem Sterben, Verzweiflung über die Umwelt, die sie nicht versteht – unklar bleibt, ob Iris als Erwachsene glücklich wird.

Der Text von Ena Katarina Haler gibt sich spröde – ist Iris die Erzählerin, oder nicht? Zerstörung, auch emotionale, ist immer präsent. Faszinierend sind die komplizierten Zeitebenen und Rückblicke, unwillkürlich denkt man an Nabokovs Buchtitel »Erinnerung, sprich«. Mischt auch »The Holy Innocents« von Gilbert Adair (und damit Bertoluccis »Die Träumer«) mit? Freud und Euripides sind jedenfalls da, beide, auf unterschiedliche Weise natürlich, mit dem Motiv der Unschuld, die letztendlich die Sexualität überlagert. ■

Ena Katarina Haler
Die Schuldlosen
Ü: Klaus Detlef Olof
Folio, 288 S.



Der Hochstapler von Poyais

Uli Aechtners Roman über einen perfiden Schwindel im 19. Jahrhundert

Von Hans-Dieter Grünefeld

Gutgläubig vertrauten sich knapp dreitausend Menschen aus Irland und England, die in ihrer Heimat mangels Arbeit und Verdienst keine aussichtsreiche Zukunft erwartete, dem »Kaziken« (Taíno für »Fürst«) des Landes Poyais, Gregor MacGregor, an. Er galt als militärisch erfolgreicher Befreier von Sklaverei und spanischer Besatzung in Zentralamerika. Den hoffnungsfrohen Emigranten hatte er Grundstücke und Staatsfunktionen im von ihm angeblich gegründeten Land Poyais versprochen und eine Überfahrt mit Segelschiffen organisiert. Dafür kassierte er stattliche Geldsummen und konnte durch fleißigen Bond-Verkauf an der Börse in London erheblichen Profit machen. Bis sich herausstellte: Diese Aktionen waren von hochproduktiver krimineller Energie geleitet und Poyais ein »Land, das es nie gab«. Viele stürzten in den Ruin. Aus der Perspektive der Emigranten erzählt die Journalistin und Prosaistin Uli Aechtner eindringlich von prekären Situationen, dem Elend, den Krankheiten und Enttäuschungen am Strand von Poyais sowie der Rückkehr einiger Überlebender, nachdem etliche gestorben waren. Eine allzu romantische Liebesgeschichte hellt die bedrückende Handlung auf: Julie, Verlobte des Pferdeknechts Carl, entlarvt Gregor MacGregors Machenschaften als Skandal und bringt ihn vor Gericht. Im Finale dieser semi-fiktionalen Ereignisse wird, wie eine historische Parabel für die Gegenwart, MacGregor freigesprochen und die Betrogenen werden nicht entschädigt. Auch kaum überraschend: Die Privilegien der Reichen bleiben unangetastet. ■

Uli Aechtner
**Poyais. Ein Land,
das es nie gab**
Emons, 432 S.



Das Ungenügen im Schreiben

Ein genialer Satz eröffnet in »Melville verschwindet« ein Spiel mit Mehrdeutigkeiten.

Von Maria Leitner

»Denkt nicht, ich bin krank. Ich lebe nur ein zurückgezogenes Leben.« Soll man das glauben? Meander ist seit Jahren in Therapie. Irgendwann gibt er auch zu, Tavor zu nehmen, ein Medikament gegen Angststörungen. Er soll das Elternhaus räumen und bleibt bei den Büchern in seinem Zimmer hängen: Cooper, Whitman, Thoreau, Hawthorne – und Melville. Meander hatte einen Roman über ihn begonnen, das Manuskript existiert noch. Er liest und überarbeitet aus Gewohnheit. So wirklich will er den Text nicht beenden, aber das Tippen beruhigt ihn. Statt das Bild des Schriftstellers zusammenzusetzen, zerbröckelt es ihm beim Schreiben. Was folgt, ist eine grandiose Verschränkung der Erzählung: Meander korrigiert sie als Leser seiner selbst, dazwischen annotierte Romanfragmente, wie kleine Inseln Erinnerungen an das verstorbene Kind. Diese Gemeinsamkeit mit der Person Melville wollte Meander zur eigenen Lebensbewältigung finden. Zwischen historischen Figuren und fiktiven Nebendarstellern jongliert Lang mit Anspielungen, wobei der »Elefantenmensch«, die Masken oder Meanders Katze noch die durchschaubaren Hinweise zu (er)finden: Und siehe da, das Lieblingswort des Lexikografen Samuel Johnson (1709–1784) war »meander«! 1852 titelte eine Rezension zu Melvilles monströsem Roman »Pierre oder Die Doppeldeutigkeiten« (!): »Melville ist verrückt geworden!« Ja, vielleicht ist er das, die surrealen Abgleitungen Meanders/Langs könnten das andeuten. Eine lohnend-herausfordernde Lektüre. ■

Thomas Lang
Melville verschwindet
Berlin Verlag, 448 S.



Zerrissenheit und späte Sehnsucht

Mit »Die Einsamkeit von Sonia und Sunny« meldet sich die Booker-Prize-Gewinnerin Kiran Desai nach zwei Jahrzehnten des schriftstellerischen Schweigens zurück – und wie!

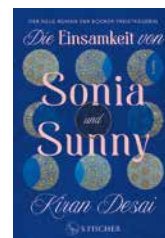
Von Erkan Osmanović

Es ist ein monumentales, erzählerisch brillantes Werk, das Kontinente, Kulturen und (gescheiterte) Lebensentwürfe umspannt. Im Kern seziert es jedoch die universelle Verlorenheit des modernen Individuums. Anders gesagt: Unser uns allgegenwärtiger Nihilismus.

Sonia und Sunny, beide mit Wurzeln in Indien, sind Getriebene ihrer unerfüllten Sehnsüchte. Sie, eine angehende Schriftstellerin, flieht aus einer toxischen Beziehung in New York in die frostige, akademische Isolation von Vermont. Er, ein ambitionierter, aber ambivalenter Journalist, läuft vor einer dominanten Mutter und den eigenen Dämonen davon. Als sich ihre Wege auf einer Zugfahrt quer durch Indien kreuzen, entlädt sich eine gewaltige Spannung. Die bittere Ironie: Ihre Familien wollten die beiden vor Jahren verkuppeln – ein arrangierter Versuch, der sie damals zutiefst beschämt in entgegengesetzte Richtungen trieb.

Kiran Desai gelingt ein grandioses literarisches Meisterstück. Die innere Zerrissenheit zwischen der westlichen Welt und der indischen Heimat fängt sie in einer Sprache von kristalliner Präzision ein. Am Ende verhandelt das Buch nicht nur individuelle Schicksale, sondern eine Frage, die uns alle beschäftigt: Können wir in einer fragmentierten Welt noch zu uns selbst finden? Wer sich auf dieses Buch einlässt, betritt ein Panorama, das Zeit und Hingabe fordert, aber auf jeder Seite belohnt. ■

Kiran Desai
**Die Einsamkeit
von Sonia und Sunny**
Ü: Robin Detje
S. Fischer, 752 S.



Dauerinszenierung

Ein unterhaltsamer Pop-Roman über Verlust und Gefühlsflucht

Von Angelo Algieri

Im Jahr 2024 legte der Autor, DJ und mehrfach prämierte Journalist Stefan Sommer mit »Trabant« ein beachtetes Coming-of-Age-Debüt vor. Nun folgt mit »Partypeople« sein Zweitling: Sechs Fragmente erzählen ein Jahr im Leben eines namenlosen Ich-Erzählers – gefeierter DJ der Reichen und Schönen.

Auftakt ist ein Techno-Festival in Versailles am Vorabend von Heiligabend, samt Dinner eines Tech-Milliardärs im Schloss. Luxus, Prestige, Dauerinszenierung. Am nächsten Tag strandet der DJ wegen einer Flughafensperre und begegnet Christian, der vor seiner Ehe und dem Familienunternehmen flieht. Der DJ spricht über seine verstorbene Mutter. Gemeinsam fahren sie mit einem Mietwagen nach Deutschland, sie übernachten im Haus Christians. Zwischen den beiden entsteht Nähe, doch sie bleibt zögerlich. Es folgen Wochenenden in Berlin und Ibiza – bis Christian den Kontakt beendet: Seine Frau ist schwanger. Damit gerät der Erzähler endgültig aus dem Gleichgewicht. Stefan Sommer, Jahrgang 1989, zeichnet das Porträt eines Millennials, der Verluste nicht verarbeitet, sich stattdessen Hals über Kopf in Arbeit, Drogen, Social Media, Konsum und Machtgesten stürzt. Das Milieu der Superreichen bleibt bewusst klischeehaft, wird zusätzlich von absurder Komik gebrochen. Reicht Humor, um emotionale Leere offenzulegen? Eine Analyse persönlicher und gesellschaftlicher Ursachen fehlt, obwohl die Ich-Perspektive Raum für mehr böte. So steuert der Roman auf den erwartbaren Zusammenbruch zu – stilvoll inszeniert, als läge selbst über dem Kontrollverlust ein Filter. ■



Stefan Sommer
Partypeople
Otto Müller, 162 S.

Gier, die über Leichen geht

Asta Olivia Nordenhofs Kapitalismuskritik »Geld in der Tasche« fußt auf einer wahren Tragödie.

Von Dagmar Kaindl

In der Nacht zum 7. April 1990 wurden vier Brände auf dem Nordsee-Kreuzer »Scandinavian Star« gelegt, 159 Menschen, darunter 28 Kinder, verloren dabei ihr Leben. Wie es dazu kam, ist bis heute nicht gänzlich geklärt. Die Dänin Asta Olivia Nordenhof stellt das Unglück in ihrer auf sieben Romane angelegten Reihe in einen großen gesellschaftspolitischen Zusammenhang: War es die Gier nach Geld und Reichtum, die die Verantwortlichen im Wortsinn über Leichen gehen ließ? Wurden die Brände absichtlich gelegt, um die Versicherungssummen zu kasieren? Wo fängt das Verbrechen an? Denn die Verstrickungen reichen bis zu dem leichtgläubigen, kleinen Busunternehmer Kurt, der seinen bescheiden Lebensunterhalt aufbessern will und sich inmitten globaler Kalamitäten wiederfindet. Asta Olivia Nordenhof wird schon jetzt mit Karl Ove Knausgård oder Jon Fosse verglichen. Das hat sie gar nicht nötig: Band 1 der epischen Serie »Geld in der Tasche«, besticht durch seine knappe, aber vielsagende Personenzeichnung. Die junge Maggie muss ihre Träume früh begraben. Da erscheint Kurt wie ein Retter. Doch der ist als Kind selbst zu kurz gekommen und nun ein überforderter, toxischer Mann. Er wird Maggie betrügen, misshandeln und ihren Krebstod dennoch kaum überleben.

Ein Mord ist ein Mord, auch wenn er nicht beabsichtigt war, heißt es da: »Der Kapitalismus ist ein Massaker. Aber wir leben, wir können den Kapitalismus beenden.« Dem ist nichts hinzuzufügen. ■



Asta Olivia Nordenhof
Geld in der Tasche
Ü: Ursel Allenstein
Claassen, 176 S.

Jeder ist jemand

Der opulente Roman »Sanditz« ist ein farbenprächtiges ostdeutsches Märchenbuch.

Von Andreas Knabl

Unzählige Figuren wohnen in dem Fantasiestädtchen Sanditz nahe der polnischen Grenze, von dem aus man in der Ferne die Bergspitzen des Riesengebirges sehen kann. Sie träumen, trauern, sind frisch verliebt oder engagieren sich politisch. In der Weihnachtszeit schmücken sie die Fenster in der Schneewittchensiedlung mit Herrnhuter Sternen und treffen sich im Sommer zum Flussfest, dem Stadtfest von Sanditz, »das für die Weltgeschichte weitaus weniger bedeutend war, als seine Bevölkerung es zugeben wollte«.

Aus ihren unterschiedlichen Lebensläufen webt Lukas Rietzschel ein dichtes und detailverliebtes Gewebe aus Geschichte und Gegenwart, das sich sehen lassen kann. Mit viel Raum und auf zwei Zeitebenen – einerseits in den Jahren der DDR, andererseits in unserer jüngsten, von der Corona-Pandemie und dem Krieg in der Ukraine gezeichneten Gegenwart – erzählt er in losem Wechsel von den Menschen aus Sanditz. Und dabei immer wieder von den Mitgliedern der Familie Wenzel, die in vielen Biografien der übrigen Romanfiguren eine wesentliche Rolle spielen.

Lukas Rietzschel zeichnet dabei überaus warmherzige und auch heitere Porträts, vor allem in jenen Episoden, die um das Jahr des Mauerfalls spielen, als einzelne Sanditzer im Westen auf ein besseres Leben hoffen und einige Westdeutsche ihr Glück im Osten suchen. Dabei, ihrer eigenen Vergangenheit entledigt, aber für die neue Gegenwart noch nicht bereit, drohen sie beinahe zu verzweifeln. So ist vom Osten Deutschlands wohl noch nie erzählt worden. ■



Lukas Rietzschel
Sanditz
dtv, 480 S.

ERNÜCHTERNDE PERSPEKTIVEN

Von Barbara Seidl-Reutz

Der Rausch gilt als vertrauter Begleiter kreativer Milieus, als verbindendes Ritual. Drei Romane erzählen vom Absturz, der folgt.



Verena Titze
Gin Boom
Ueberreuter,
184 S.



Christoph Peters
Entzug
Luchterhand,
400 S.



Rina Schmeller
Co
Penguin, 208 S.

Was als Stil, Haltung oder Trost beginnt, greift schleichend in Körper und Beziehungen ein. Grenzen beginnen sich zu verschieben. Und was lange nebenherläuft, der Alkohol als Begleiter durch Arbeit, Vergnügen und Krisen, wird auf einmal zum Problem, das sich nicht mehr übergehen lässt ...

Wie sich diese Verschiebung vollzieht, zeigt »Gin Boom«. Verena Titze erzählt vom Alkoholkonsum aus der Sicht von Helena, einer erfolgreichen jungen Frau im Medienbetrieb. Ein Glas Sekt gehört hier zum guten Ton, steht auf jedem Tisch, läuft mit bei Premieren, Pitches, Dates. Er entspannt, macht gesprächig, dämpft Zweifel und legt einen Schleier über Machtgefälle und Übergriffigkeiten. Der Rausch wirkt wie ein warmer Filter über Situationen, die nüchtern schwerer auszuhalten wären. Doch mit der Zeit gerät der Körper aus der Balance. Kontrolle geht verloren. Der Weg führt in die Entzugsklinik, einen geschützten Raum mit klaren Strukturen. Die eigentliche Herausforderung beginnt mit der Rückkehr in denselben Alltag, mit seinen Verführungen und eingespielten Gewohnheiten. Titze trifft den Ton gegenwärtiger junger Literatur sehr genau und erfasst präzise Sprache und Codes der Bubble, in der Helena sich bewegt. So entsteht große Unmittelbarkeit, ein Sog, dem sich Leser/innen kaum entziehen können.

Auch »Entzug« von Christoph Peters ist in einem kreativen Milieu angesiedelt. Der Erzähler ist Schriftsteller, Ehemann und Vater. Zunächst trinkt er, um schreiben, denken, fühlen zu können, später nur noch um des Trinkens willen. Bald steht er vor der existenziellen Entscheidung: Trinken und Sterben oder Aufhören und Leben.

Diese Zuspitzung betrifft nicht nur ihn selbst, sondern auch Frau und Kind, die das langsame Abrutschen miterleben. Wie »Gin Boom« ist »Entzug« autobiografisch gefärbt. Peters legt die Mechanismen der Abhängigkeit mit großer Genauigkeit offen, mit versteckten Flaschen, der durchorganisierten Beschaffung von Nachschub und den Lügen gegenüber der Partnerin und sich selbst. Im Kontrast zu Titzes rhythmischer Verdichtung wirkt sein Ton nüchterner, mitunter klinisch, detailgenau bis zum Körperlichen. Zittern, Panik und Scham treten ungeschönt zutage. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Liebe, von der Peters ebenfalls erzählt, umso mehr an Gewicht. Sie erscheint als tragfähiger Hoffnungsschimmer, der Bestand hat.

Damit rückt die Perspektive derjenigen in den Blick, die selbst nicht trinken und dennoch von der Sucht geformt werden. In »Co« erzählt Rina Schmeller von Co-Abhängigkeit. Eine Begegnung auf einer Brücke wird zum Beginn einer Liebesgeschichte und zur Entscheidung für ein gemeinsames Leben, in dem die Droge von Anfang an präsent ist. Die Sucht wirkt als dritte Instanz in der Beziehung, als ständige, unsichtbare Mitspielerin. Die Erzählerin beginnt, um ihren Partner zu kreisen wie er um den Stoff. Sie organisiert, rettet, entschuldigt, relativiert, geht und kehrt zurück. Liebe und Selbstsabotage greifen ineinander. Der Ausstieg wird zur Voraussetzung für das eigene Überleben.

Schmeller erzählt mit Klarheit und ruhigem Rhythmus. Ihre Sprache folgt der schleichenden Selbstaufgabe ebenso aufmerksam wie dem mühsamen Wiedergewinnen eines eigenen Ichs.

Gemeinsam zersetzen diese drei Romane den Mythos vom schönen Rausch. Sie zeichnen nach, wie Alkohol Beziehungen unterspült, Abhängigkeiten verfestigt und gesellschaftlichen Druck erzeugt auf jene, die ihr Leben neu umreißen wollen. Am Ende steht kein schillerndes Bild, sondern ein ernüchternder Blick auf das, was vom Rausch übrig bleibt. ■



REDAKTIONS- EMPFEHLUNGEN

Von den Nachttischen der Buchkultur-Redaktion



Konrad Holzer

Sein immenses Wissen ironisch abfedernd versucht Sloterdijk – ausgehend von Machiavelli – zu ergründen, was die mächtigen Männer unserer Tage antreibt.

Peter Sloterdijk **Der Fürst und seine Erben** Suhrkamp, 180 S.



Maria Leitner

Leben, Werk und zeitgeschichtlicher Hintergrund der charismatischen Wiener Schauspielerin und Produzentin Ellen Richter (1891–1969), Star des deutschen Stumm- und frühen Tonfilms, deren Karriere 1933 abrupt endete. Spannend!

Philipp Stiasny, Oliver Hanley **Ellen Richter. Die große Unbekannte des Weimarer Kinos** Synema, 320 S.



Sylvia Treudl

Eine gelungene Mischung aus Werkinterpretation, Briefwechsel und genau recherchierten biografischen Zusammenhängen: Was trocken hätte geraten können, liest sich in der respektvollen Annäherung von Ingeborg Szöllösi so fesselnd wie berührend.

Ingeborg Szöllösi **Schlaglichter. Ein Essay zum 100. Geburtstag von Ingeborg Bachmann** Wieser, 100 S.



Nayra Jonke

Roman Walker zeigt in seiner Erforschung der Schweizer Volksliedtradition, wie vorherrschende Alpenbilder darin und dadurch geprägt werden. Ein tiefgängiger Einblick in alpine Imaginationen und die Konstruktion der Schweizer Identität!

Roman Walker **Die Alpen im Lied der Schweiz. Gesungene Alpenbilder zwischen Konstruktion und Authentizität** Zytlogge, 368 S.



Johannes Lau

Ach du lieber Gott: Robert Löhr, Könner historischer Romane piffiger Art, ist zurück! Auf u. a. Goethe und Schiller als Agenten mit Degen und Mantel folgt nun seine kurzweilige Nacherzählung der Weltpremiere namhafter Passionsspiele A. D. 1634.

Robert Löhr **Oberammergeau** Piper, 480 S.





LITERATUR IST...

... das Du, das Sie und die Frage des Respekts

Es gab einmal dieses Alter, da wurde einem plötzlich sein Alter bewusst. Wahrscheinlich so zwischen Anfang und Mitte 20 irgendwann, was ein bisschen individuell auf Umgebung und auch auf äußerliche Reife ankommt, auf jeden Fall aber auf die Kreise, in denen man sich befindet. Weitere Voraussetzung: Dass man Deutsch spricht, statt jetzt zum Beispiel Englisch. Ansonsten wird man eher nicht durch dieses vermaledeite Sie-Wort mit der Nase auf die nunmehr definitiv überschrittene Schwelle zum Erwachsenenalter gestoßen. Da gibt es dann kein Zurück mehr, oder hier: keinen Schritt zurück. Nicht selten wird man etwa von um einiges Jüngeren, sagen wir des Beispiels halber von 13-Jährigen, die einen augenscheinlich nichts weiter als respektieren wollen und einem diesen Respekt so respektlos ins Gesicht ballern, dass man kurz kaum Luft bekommt, zum ersten Mal gesiezt. Und fühlt damit zum ersten Mal, was man vermutlich damals im gleichen Alter den älter Aussehenden angetan haben muss. Nämlich: Es schmerzt. Es schmerzt im tiefen Inneren, dass man von nun an kein Jungspund mehr ist. Vielleicht mit ein Grund, dass ich, als mich letzte Woche eine junge Frau in der U3 mit den Worten »Dein Ohrring ist rausgefallen« auf meinen herausgefallenen Ohrring aufmerksam gemacht hat, gleich doppelt so fröhlich war: Erstens hat sie mich geduzt, also auf Augenhöhe wahrgenommen, und zweitens habe ich meinen Ohrring nicht verloren. Und es ist ja nicht so, als wäre mir nach all den Jahren nicht bewusst, dass ich nicht mehr so recht einer bin, also ein wirklich junger Jungspund, aber eigenartig ist diese Sie/Du-Sache dennoch nach wie vor. Da gibt es zum Beispiel so ein paar witzig-nette Artikelchen, die sich im Netz finden, da erdreisten sich die Autor/innen über dieses zumeist ungefragte Du. Das Breitband-Duzen à la Ikea, heißt es da etwa, normalisiere Distanzlosigkeit und sei ein Respektfresser. Und jetzt ganz abgesehen davon, ob und wie dieses »Sie« eine ungleich direktere Wertschätzung ausdrückt und wie/ob man in der Folge das Du-Wort anbietet – dieses Siezen respektive Duzen bringt einen schon einmal gehörig in Schwierigkeiten. Denn ganz aus kann man da nie, für eine Seite muss man sich meistens entscheiden, es sei denn, man wählt die

passive Lösung und stellt dem Gegenüber von nun an nurmehr Fragen wie »Wird das gemocht?« oder »Kann man hier unterschreiben, bitte?«. Eine Zeit lang geht das vielleicht gut, aber wahnsinnig lang hält man das ja nicht durch. Hier folgt nun die sehr unangenehme Begebenheit, die mich überhaupt auf dieses Thema gebracht hat. Zu meiner Verteidigung: Ich habe in meiner Position als Chefredakteurin doch immer wieder mit recht vielen Leuten aus Verlagen, Agenturen, mit Autor/innen, Kulturvermittler/innen und Schriftsteller/innen zu tun, muss bzw. müsste mir Gesichter wie Namen – im allerbesten Fall die Namen zu den Gesichtern – merken, was ich aber nicht immer tue. Nun ja. Man denkt bekanntlich meistens, man sei unfehlbar, bis man es nicht mehr ist. So kam es also, dass ich mich mit einer unglaublich lieben Verlagsmitarbeiterin auf einer Messe getroffen habe – ich gehe auf keine weiteren Details ein –, mit der ich mich schon im ersten Augenblick auf das Du-Wort geeinigt habe. Wir haben uns gut verstanden, nett geplaudert und sogar Pläne geschmiedet. Gut drei Monate später war diese Begegnung dann wie von meiner Festplatte gewischt: Ohne weiter darüber nachzudenken, schrieb ich ihr eine knappe, siezende Mail. Als mir das vorausgegangene Du wieder eingefallen ist, natürlich lange nach Absenden der Mail, hätte sich der Boden unter mir mal lieber weit geöffnet, ich wäre vor Scham hineingesprungen. Wie peinlich!

Und auch sonst, das darf man jetzt nicht falsch verstehen. Also: Ich liebe das Du-Wort, ich liebe die Vertrautheit und den Zusammenhalt, den es mit Gleichartigen oder einfach mit Menschen aus derselben Branche schafft. Was ich jedoch nicht liebe: Den nervenzerrüttenden Eiertanz, den es manchmal verursacht, und die Unsicherheit, die damit einhergeht. Hat man sich schon mal gesehen? Wurde es mir angeboten? So wirklich umgehen können wird man das Du/Sie-Dilemma eh nicht, schätze ich. Bis dahin pflege ich mal weiterhin meine smarte Datenbank und füttere sie mit all diesen Infos. Und genieße nebenbei ein bisschen zu sehr, wenn jemand anders in ein ähnliches Fettnäpfchen tritt. Ich hatte nämlich immer schon den Verdacht, dass es nicht nur mir so geht. ■



Aus palästinensischer Perspektive

Als Lebensgeschichte eines Einzelnen repräsentiert »Der Buchhändler von Gaza« die Tragödie seines Volkes in Nahost.

Von Hans-Dieter Grünefeld

Knapp ein Jahrzehnt vor den martialischen Ereignissen im Oktober 2023 trifft der Fotojournalist Julien Desmanges 2014 auf der Suche nach einem passenden Motiv in Gaza einen alten, still lesenden Mann: Nabil Al Jaber. Hinter sich sein Laden, vollgestopft mit Büchern. Eine willkommene Gelegenheit für eine Unterhaltung, um sich kennenzulernen, und zugleich Gratifikation für das gewünschte Bildporträt. Indem Rachid Benzine, geboren in Marokko, jetzt in Frankreich lebender Politologe und Prosaist, dem europäischen Protagonisten als Du-Erzähler die Rolle des aufmerksamen Zuhörers gibt, kann er entlang der Erinnerungen des Buchhändlers die Historie der Region aus palästinensischer Perspektive glaubwürdig darstellen: von der Gründung des Staates Israel bis zum Aufkommen der Hamas. Nabil, Sohn einer Bauernfamilie, wuchs von seinen Eltern behütet auf, Islam und Christentum gleichermaßen respektierend. Er kannte nur tristes Lagerdasein. Nachdem er in Ägypten studieren durfte, hoffte Nabil auf Veränderung durch friedlichen Widerstand. Ohne Erfolg, sein Sohn starb schließlich im Kugelhagel einer Demonstration. In Gaza, wo die »Eingeweide aus Beton auf den Gehwegen hängen«, lebt Nabil ohne annehmbare Zukunft. Die Palästinenser/innen werden von vielen Israelis nur als Terroristen betrachtet, sodass negative Stereotype eine Versöhnung verhindern. In drastischen Metaphern und doch empathisch erzählt Rachid Benzine, wie dieser Mann, seelisch gestärkt durch Literatur, dennoch an humanen Werten festhält.

»Die Unterdrückung bleibt, aber der Geist fliegt davon« ist wohl der letzte Funke Hoffnung für Gaza. ■



Rachid Benzine
Der Buchhändler von Gaza
Ü: Andreas Jandl
Piper, 128 S.

Lachend geht die Welt zugrunde

Unterhaltsam über schwere Kost schreibt Nussaibah Younis in ihrem Debüt.

Von Katia Schwingshandl

Hals über Kopf beschließt die Londonerin Nadia, frisch promoviert und noch frischer von ihrer Freundin für einen Mann verlassen, eine Stelle als UN-Abgesandte im Irak anzunehmen. Wozu sonst hat sie ihren Fachartikel über ein Deradikalisierungsprogramm für IS-Bräute geschrieben? Im Camp angekommen, nimmt das Schicksal seinen Lauf. Denn natürlich läuft so überhaupt gar nichts nach Plan, klar stellen sich sämtliche obersten Instanzen quer und sowieso tappt Nadia in die ultimative Falle: Sie entwickelt Sympathie für eine der jungen Frauen. Sara ist Londonerin wie sie, im Alter von fünfzehn Jahren mit drei IS-Kämpfern verheiratet worden, von ihrem Kind separierte Mutter und harrt ihrer ungewissen Zukunft – wirklich zuständig für sie fühlt sich niemand. Nadia spürt rasch, wie ähnlich Sara ihr ist. Und sie weiß auch, dass ihr eigenes Leben um ein Haar genauso verlaufen wäre ...

Autorin Nussaibah Younis spart in diesem als sehr leichte bis seichte Lektüre daher kommenden Roman absolut nichts aus, und wer hätte gedacht, dass Deradikalisierungsprogramme so großes Kino sein können? Sex, Drogen, Partys auf den höchsten Ebenen – all das liest sich wie die reinste Soap Opera, wobei die leise Ahnung stört, dass die Geschehnisse auf vielleicht überspitzten, aber doch realen Begebenheiten fußen könnten. Younis, deren Biografie jener Nadias nicht unähnlich ist, rüttelt mit ihrem Text an grundlegenden ethischen Fragen. Zwar taugt der humoristische Rahmen, den sie gewählt hat, nicht unbedingt dazu, diese Fragen weiterzudenken. Angestoßen werden sie aber allemal. Ein Debüt, das erfrischend anders ist. ■

Nussaibah Younis
fundamentallos
Ü: Jasmin Humburg
Unionsverlag, 384 S.



Foto: gemeinfrei



Ein Viertel deines Lebens ist vorbei

Devika Rege schickt in ihrem Debüt drei Menschen auf die Sinnsuche in Indien.

Von Stefanie Jaksch

»Wenn der Planet morgen explodiert, weiß ich, was mein letzter Gedanke wäre: Aha, so also geht es zu Ende.« Naren ist ein gebürtiger Inder, der es in den USA zu Erfolg gebracht hat und nach zehn Jahren in die Heimat zurückkehrt. Es ist das Jahr 2014, Indien hat die Wahl zwischen der alten Regierung und einer rechtsgerichteten Partei, die damit wirbt, den Ganges zu reinigen. Naren sieht sich als Teil einer Generation, die das riesige Land ökonomisch endlich zu einer Weltmacht machen wird. Er kehrt nicht allein nach Hause zurück: Amanda, eine junge Amerikanerin auf der Sinnsuche, begleitet ihn, heuert nicht nur bei einem Wohltätigkeitsprojekt an, sondern beginnt auch eine Affäre mit Narens jüngerem Bruder Rohit, der auf der Suche nach seinen Wurzeln ist. Junge Menschen in der »Quarterlife«-Krise, so der Originaltitel.

Devika Rege baut ihr Debüt schlauf auf: Folgt man zunächst den drei Hauptfiguren auf ihren Selbstfindungsreisen durch den Subkontinent im drastischen Wandel zwischen Tradition und Fortschritt, zersplittert der Text dann in eine Vielstimmigkeit, die Indien in all seiner Zerrissenheit widerspiegelt. Das wirkt ab und an etwas didaktisch, so wie das letzte Kapitel, in dem sich Rege selbst zu Wort meldet, zeichnet aber ein realistisches Bild der Machtverhältnisse.

Am Ende explodiert Narens Planet nicht, aber er erkennt: »Seine Augen sind zu Eiszapfen geworden. Er kann sauber unterscheiden zwischen dem, was für das Überleben wesentlich ist, und dem, was entbehrlich ist – wie Sahne von der Milch.« ■

Devika Rege
Die rastlosen Jahre
Ü: Barbara Weidle,
Stefan Weidle
CulturBooks, 432 S.
ET: 16. April



Der Ruhige vor dem Sturm

Radscha führt ein geruhiges Leben in Beirut – wäre da nicht seine Mutter.

Von Ralf Schweikart

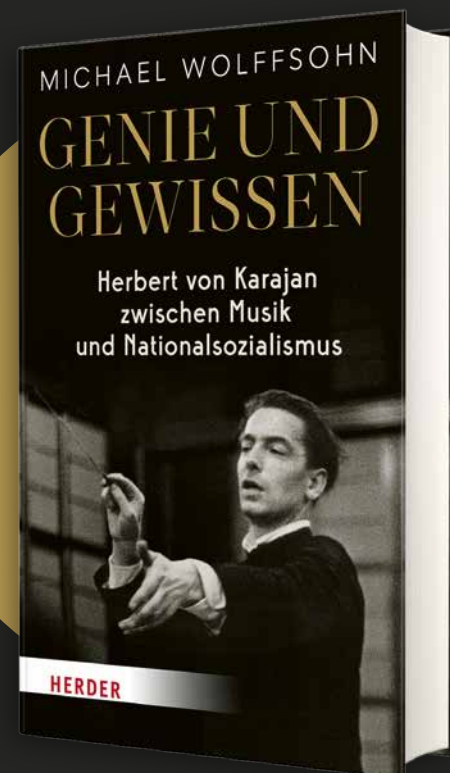
Der 63-jährige Radscha blickt zurück auf sein Leben in Beirut, auf das Überleben in stets chaotischen Zeiten. Das Alter Ego von Autor Rabih Alameddine erzählt davon lakonisch, temporeich und schwarzhumorig. Da ist auf der einen Seite Radscha, der dank eines in selbst beigebrachtem Japanisch verfassten Büchleins zu Geld und dank seiner umfassenden Lektüre der großen Dichter und Philosophen zu einer Anstellung als Lehrer gekommen ist. Und da ist auf der anderen Seite seine Mutter Zalfa, die, statt bei seinem verhassten Bruder in Dubai zu leben, enttäuscht von dort zurückkehrt und bei ihm einzieht – für immer. Seine Mutter, deren »Seufzer tödliche Waffen waren« und die damit stets bekommt, was sie will. Vor allem von ihrem gutgläubigen Sohn. Dabei wird sie tatkräftig von ihrer besten Freundin Madame Taweel unterstützt, die, umgeben von ihren Bodyguards, ganze Stadtviertel kontrolliert und lukrative Geschäfte macht. Das kann mehr als hilfreich sein in Zeiten von Bürgerkrieg und Besetzung.

Der Autor, aufgewachsen in Kuwait, im Libanon und in England, lebt heute in San Francisco und Beirut. Für den vorliegenden Roman hat er 2025 den National Book Award erhalten, einen der renommiertesten Literaturpreise der USA. Zu Recht, denn mit großer Lust am Fabulieren lässt er die Leser/innen an Radschas warmherziger Verzweiflung an seiner Familie teilhaben, die ihn nie in Frieden lässt und aus seiner ruhigen Wohnung einen Taubenschlag macht. Eine prallvolle Geschichte um Familienbande, die stärker sind als das Chaos um sie herum. ■

Rabih Alameddine
Die wirklich wahre Geschichte von Radscha, dem Gutgläubigen (und seiner Mutter)
Ü: Werner Löcher-Lawrence
C.H.Beck, 351 S.



WER WAR HERBERT VON KARAJAN IM NATIONALSOZIALISMUS?



368 S. | € 26,00 (D) | € 26,80 (A)
ISBN 978-3-451-07317-5

Neue Perspektiven auf einen Superstar der klassischen Musik

Welche Verbindungen hatte Herbert von Karajan zum Nationalsozialismus? Michael Wolffsohn legt auf Grundlage zahlreicher, teils erstmals ausgewerteter Quellen eine umfassende Neubewertung zu Karajan vor und korrigiert zentrale Fehleinschätzungen über dessen Verhältnis zum Nazi-Regime.

Damit ermöglicht er einen klaren, fundierten Blick auf eine der prägendsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts – im Spannungsfeld von Musik, Politik und Geschichte.

HERDER
www.herder.de

FJODOR DOSTOJEWSKI UND SEIN SPIELSUCHTRATGEBER

KEIN ELEFANT

Von Martin Thomas Pesl

Willkommen in Roulettenburg: Fjodor Dostojewskis Romanklassiker »Der Spieler« legt humorvoll und hoffentlich heilsam die Psychologie Spielsüchtiger offen.

Es gibt Spielernaturen und andere, die den Reiz, sich den Regeln eines völlig künstlichen Systems zu unterwerfen, nicht nachvollziehen können. Für die zweite Gruppe (die einerseits zu beneiden ist, andererseits doch gewiss recht triste, trockene Leben führen muss) dürfte die Lektüre von Dostojewskis Roman »Der Spieler« dem Betrachten einer völlig überzogenen Charakterkomödie gleichkommen, einer Freakshow. Wie dumm, einfach Geld auf einem grünen, mit Zahlen und Farben versehenen Tisch herumzuschieben und ihm beim Verschwinden zuzusehen!

Wer jedoch ersterer Gruppe angehört, kann beim Lesen der 1867 erstmals erschienenen »Aufzeichnungen eines jungen Mannes« Schnappatmung und Schweißausbrüche kriegen. Das gilt gleichfalls beim Wiederlesen, in Hermann Röhls Übersetzung fast 160 Jahre später, wobei das heute dann wohl Retraumatisierung heißt. Triggerwarnung: Dieses Buch kann Spielsucht auslösen.

Oder eben – idealerweise – davon heilen. Denn der Verfasser, selbst betroffen, wusste nur zu genau, wie fatal sich seine Erzählerfigur, der Hauslehrer Alexej, verhält. Dabei hat Alexej beobachtet, wie die Erbtante seines Arbeitgebers einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens beim Roulette verjubelt, weil sie einfach nicht mehr aufstehen kann – eine großartig plastisch geschilderte Abwärtsspirale. Die Tatsache, dass der Erzähler in die Stieftochter dieses auf Erbschaft hoffenden Arbeitgebers hoffnungslos verliebt ist und auch für sie bereit ist, Einsätze zu tätigen, treibt die gebannten Leser/innen seiner Schilderungen nur noch mehr in den Wahnsinn.

Ironischerweise diktierte Dostojewski den »Spieler« binnen vier Wochen seiner künftigen Ehefrau, weil aus Geldnot dringend ein neues Buch hermusste. Den Vorschuss seines Verle-

gers hatte er längst verspielt, in Wiesbaden, jener Stadt, die im Roman mit dem wenig subtilen Decknamen Roulettenburg auftaucht. Die Frau, in die er verliebt war, hieß Polina, genauso wie die Angebotete seines Erzählers im »Spieler«.



Fjodor Dostojewski
Der Spieler
Ü: Hermann Röhl
Insel, 230 S.

Die Entstehungsgeschichte erklärt, warum hier zwar unbestreitbar ein russischer Roman vorliegt. Dieser entspricht aber besonders in einer Hinsicht nicht anderen Mammutwerken, an die uns diese Bezeichnung gemeinhin denken lässt: Dostojewskis eigener Wälzer »Verbrechen und Strafe« (vormals »Schuld und Sühne«) war kurz vorher herausgekommen, aber auch seine vier anderen als »Elefanten« bezeichneten Romane, denen sich die berühmte Übersetzerin Swetlana Geier über Jahrzehnte widmete, sind deutlich umfangreicher als die 230 Seiten im »Spieler«, deren Lektüre so schnell vergeht wie eine Nacht im Casino. Wenn wir nicht aufpassen. ■

FJODOR MICHAJLOWITSCH DOSTOJEWSKI (1821–1881)

Sie kennen Dostojewski. Aber wussten Sie, dass er im Alter von 28 Jahren zum Tode verurteilt und Opfer einer Scheinhinrichtung wurde? Schon in den Leichenkittel gehüllt, wurde er, statt exekutiert zu werden, zur Zwangsarbeit in Festungshaft geschickt. Soll mal einer bestreiten, dass große Künstler zur Inspiration leiden müssen! Neun Romane und etliche Erzählungen veröffentlichte er, Geld und Anerkennung gab es dafür erst in den letzten zehn Lebensjahren. Dafür ist sich die Literaturgeschichte heute einig, dass der Moskauer den modernen Roman mitbegründet hat.

Foto: gemeinfrei

Don't try this at home:
Fatale Sätze aus dem Spielsaal.

»Mag es auch lächerlich sein, daß ich vom Roulett soviel für mich erwarte, für noch lächerlicher halte ich die landläufige, beliebte Meinung, daß es töricht und sinnlos sei, vom Spiel überhaupt etwas zu erwarten. Und warum soll denn das Spiel schlechter sein als irgendein anderes Mittel des Gelderwerbs, zum Beispiel schlechter als der Handel? Das ist ja richtig, daß von hundert nur einer gewinnt. Aber was geht mich das an?« S. 22

»Zuerst begriff sie nicht, was es damit auf sich hatte; aber als sie sah, daß der Croupier, zusammen mit allem, was sonst noch auf dem Tisch lag, auch ihre viertausend Gulden zu sich heranarkte, und als sie zu der Erkenntnis gelangte, daß dieses Zéro, das so lange nicht gekommen war, und auf das wir über zweihundert Friedrichsdor verloren hatten, wie mit Absicht nun gerade in dem Augenblick erschienen war, wo sie eben darauf geschimpft und es nicht mehr besetzt hatte, da stöhnte sie laut auf und schlug die Hände zusammen, so daß man es durch den ganzen Saal hörte.« S. 139

»Spieler haben ja Verständnis dafür, wie ein Mensch es fertigbringt, fast vierundzwanzig Stunden lang auf einem Fleck bei den Karten zu sitzen und weder rechts noch links zu blicken.« S. 162

»Man könnte ja zum Beispiel glauben, daß nach sechzehnmal Rot nun beim siebzehnten Male sicher Schwarz kommen werde. Auf diese Farbe stürzen sich daher die Neulinge scharenweis, verdoppeln und verdreifachen ihre Einsätze und verlieren in schrecklicher Weise. Ich machte es anders.« S. 184

»Schon wenn ich mich dem Spielsaal nähere und noch zwei Zimmer von ihm entfernt bin, bekomme ich fast Krämpfe, sobald ich das Klirren des hingeschütteten Geldes höre.« S. 219

»Ich lebe natürlich in beständiger Aufregung, spiele nur mit ganz kleinem Einsatz und warte immer auf etwas; ich rechne fortwährend und stehe ganze Tage lang am Spieltisch und beobachte das Spiel; sogar im Traum glaube ich immer das Spiel zu sehen. Aber dabei habe ich eine Empfindung, als ob ich eine Holzpuppe geworden wäre, oder als sei ich in tiefem Schlamm steckengeblieben.« S. 220

Frühlingserwachen

für den Bücherstapel

Die Kraft
eines einzigen
Moments



Wo Liebe wächst,
findet das Leben
einen Weg



Wie wir werden,
wer wir sind



»Wie tief kann man in den Fluss schauen?«

Mit »Glücklichere Tage« erscheint nun der letzte Roman von Margaret Laurence, ein Klassiker der kanadischen Literatur, erstmals auf Deutsch.

Von Maria Leitner

Morag, 47 Jahre, Schriftstellerin, findet eines Morgens einen Zettel vor: Die Tochter Pique ist weg! Morag beginnt Fotos zu betrachten, »Momentaufnahmen«, die zu Erinnerungen, »Gedächtnisfilmen«, überleiten. Als Waise war Morag zu seltsamen Pflegeeltern gekommen, für die sie sich schämte: Christie war Mistwagenfahrer, seine Frau Prin grotesk dick. Jahrzehnte später wird sie erkennen, was ihr die beiden mitgegeben haben, nicht zuletzt die Lust an Geschichten.

In Monika Baarks Übersetzung klingt der ganz eigene Duktus von Laurence durch. Wie in einem Quilt hebt sich darin manches durch kräftigere Farben ab, etwa die autobiografischen Spuren (Morag wird depressiv, raucht zu viel), oder düstere Teile der Geschichte Kanadas, vor allem der Métis, der Nachkommen europäischer Einwanderer; anderes lässt sich nur erahnen, etwa Virginia Woolf hinter der Erwähnung eines »eigenen Zimmers«, oder John Donne (1572–1631) mit seinem berühmten Gedicht »Kein Mensch ist eine Insel« bei Gedanken über das Wort Kontinent. Symbolische Elemente sind schön und unaufdringlich – das Pfeifen des Zugs, als Morag weg will, dann wieder, wenn Pique nach Westen fährt –, beeindruckend die Naturbeschreibungen, das Fließen des Wassers, der gelassene Flügelschlag eines abhebenden Blaureihers. Ein wunderbares Buch, berührend, dabei immer unsentimental.

Im Nachwort lässt sich Helene Bukowski (»Die Kriegerin«, »Milchzähne«) tief in Morags Natur-Welt hineinziehen und baut damit eine Brücke zwischen Margaret Laurence und der Gegenwart. ■



Margaret Laurence
Glücklichere Tage
Ü: Monika Baark
Eisele, 544 S.

Foto: gemeinfrei

Kabale und Hiebe

Emilie Mataja hat vor 120 Jahren ein Werk voller erstaunlich moderner Frauen vorgelegt.

Von Andreas Knabl

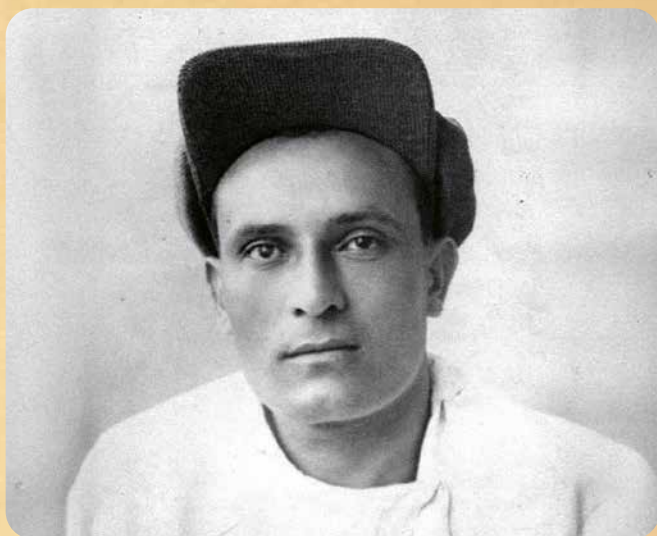
Seit zwei Jahren weilt Graf Alex in Paris. Daher ist Schloss Borryán, sein Anstanz in der ungarischen Provinz, für Christine, die 19-jährige Tochter des Kutschers, noch langweiliger geworden. Sie will etwas erleben und träumt davon, eines Tages vom Grafen zu seiner Gräfin gemacht zu werden. Bestärkt werden diese Träumereien von ihrer Großmutter, die der Enkelin Tag für Tag die Karten legt und ihr eine große Zukunft voraussagt. Als der Graf, der sich angeblich von seiner Frau getrennt hat, unerwartet anreist, überschlagen sich die Ereignisse: Es kommt zu einer Mesalliance zwischen Christine und ihm, doch plötzlich tritt auch die Gräfin in Erscheinung, die keineswegs für ihre junge Rivalin das Feld räumen möchte. Als die Situation zwischen den beiden Frauen eskaliert – und wie sie das tut! – wird die große Qualität dieser Wiederentdeckung sichtbar: In den ersten Kapiteln liest sich »Anständige Frauen« wie eine vorhersehbare Aschenputtel-Geschichte, doch mit dem Aufeinanderprallen der weiblichen Hauptfiguren wird das Schablonenhafte von gekonnter Figurenpsychologie und originellen inhaltlichen Wendungen samt einprägsamer Nebenfiguren verdrängt. Emilie Matajas Protagonistinnen sind stark und werden von Kapitel zu Kapitel stärker und vielfarbiger. Es ist ein großes Vergnügen, ihnen in diesem wiederentdeckten Text aus der altösterreichischen Literaturgeschichte, in dem der Graf mit der Kutscher-tochter »liebelt« und das Mädchen daraufhin »verunehrt« wird, beim Wachsen zuzuschauen. ■



Emilie Mataja
Anständige Frauen
Haymon, 328 S.

Foto: gemeinfrei





Zwischen alt und neu

»Jerewan«: Mkrtitsch Armens großer Roman ist Zeitbild und überzeitliche Allegorie.

Von Alexander Kluy

»Habent fata sua libelli«, sprich: Bücher haben ihre Schicksale. Der Römer Terentianus Maurus prägte diese Formulierung, die zum geflügelten Wort wurde. Doch in der Moderne des 20. Jahrhunderts wurde dies akzentuiert, teils krass verschärft.

Das gilt auch für einen literarischen Fund, der dem kleinen Berliner Guggolz Verlag zu verdanken ist: Seit Jahren widmet er sich ambitioniert der Literatur-Archäologie und präsentiert immer wieder vergessene Funde der nord- und osteuropäischen sowie der russischen Literatur des späten 19. und des 20. Jahrhunderts in sehr guten Erstübersetzungen.

Ebendies gilt auch für den armenischen Autor Mkrtitsch Armen. 1906 geboren, 1972 gestorben in seiner Heimatstadt Jerewan. 1932 erschien sein Roman »Jerewan« – und wurde verboten. Er selbst geriet in die Vernichtungsmaschinerie des Stalinismus. Nach sieben Jahren Straflager in Sibirien kehrte er 1945 zurück. Hochmodernistisch, ja filmisch erzählt Armen in »Jerewan« – erst 2016 wiederentdeckt – vom Architekten Arschak Budarjan, der aus Leningrad nach Jerewan zurückkehrt und mitwirken soll, die Stadt zu »modernisieren«. Wie viel soll vom Alten bleiben, wie übermächtig das Neue sein? Sollen alle historischen Wurzeln beseitigt werden? Kann Budarjan das Nachgeben angesichts repressiver Radikalität sich selbst gegenüber vertreten? Und welche Rolle spielt der mysteriöse Guren Parsadanjan bei alledem?

Ein Buch, das Jerewan, intensiv von seinem modernistischen Rhapsoden Mkrtitsch Armen beschrieben, auf die Karte der Hochliteratur der letzten 100 Jahre setzt. ■

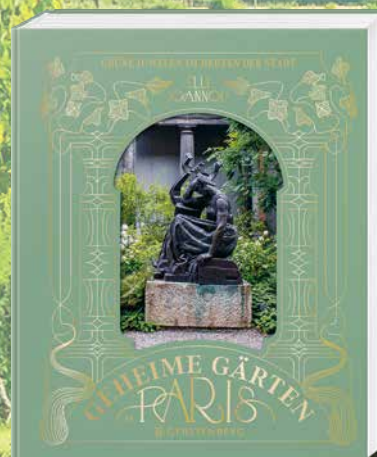


Mkrtitsch Armen
Jerewan
Ü: Susanna Yeghoyan
Guggolz, 347 S.

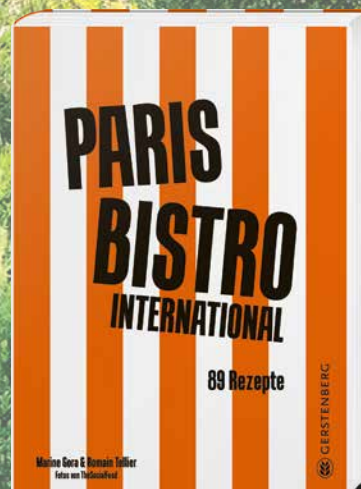
Frankreich erlesen



ISBN 978-3-8369-2216-6



ISBN 978-3-8369-2214-2



ISBN 978-3-8369-2215-9



GERSTENBERG
www.gerstenberg-verlag.de

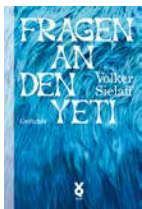
Der himalayische Schneemensch

Volker Sielaffs neue Gedichte geben keine Antwort.

Von Alexandru Bulucz

Wer denkt bei diesem Titel nicht an Wisława Szymborskas Gedichtband, »Rufe an Yeti«, mit den berühmten Zeilen: »Yeti, nicht nur Verbrechen/ sind bei uns möglich.« Und: »Yeti, wir haben Shakespeare./ Yeti, wir spielen Geige.« Volker Sielaffs poetisches Gelände, in dem Shakespeare tatsächlich präsent ist, reicht von ostdeutschen Kindheitslandschaften bis in die Straßen Londons, von literarischen Ahnenreihen bis zu existenziellen Grundfragen. Schon das Motto von Maurice Blanchot, wonach das Gedicht die Abwesenheit einer Antwort sei, markiert die Richtung. Hier wird nicht erklärt, sondern befragt – so etwa die Herkunft im Porträt der Mutter. Sielaff schreibt mit zarter Genauigkeit. Die Szenen wirken beiläufig, tragen aber die Schwere biografischer Brüche. Das lyrische Ich fragt konsequenterweise nach der Form der Trauer: »Ich habe nie verstanden, wie man trauert./ Ich meine, so trauert, dass die Leute damit/ auch etwas anfangen können.«

Ein weiterer Schwerpunkt ist London als Projektionsfläche literarischer Begegnungen. Neben Sylvia Plath taucht Frank O'Hara auf, dessen Gedicht zum Schlüsselerlebnis wird: Nicht-Verstehen als produktive Erfahrung. Im titelgebenden Zyklus »Fragen an den Yeti« steigert sich das Fragen schließlich ins Absurde, Spielerische, Philosophische. Die Gedichte bestehen aus Interrogativen, die kindlich und zugleich metaphysisch wirken: »Ist Jodeln wie Yoga, nur anders?/ Wer hat sich das Eis ausgedacht, und ist der Yeti schon informiert?« Der himalayische Schneemensch wird zur Chiffre des nie antwortenden Gegenübers. ■



Volker Sielaff
Fragen an den Yeti
Volland & Quist, 116 S.

Der Stand der Dinge

Eine behutsame poetische Inventur der Gegenwart

Von Harald Gschwandtner

Ein Ergebnis von Henning Ahrens' Wortarbeit liegt aktuell in jeder Buchhandlung auf: Er hat David Szalays »Was nicht gesagt werden kann« ins Deutsche übersetzt, hat Sorge dafür getragen, dass der mit dem Booker Prize ausgezeichnete Roman auch hierzulande sein Publikum findet. Als Autor ist Ahrens, der über John Cowper Powys promoviert hat, mit Romanen wie »Mitgift«, »Glantz und Gloria« und »Jahre zwischen Hund und Wolf«, vor allem aber auch als Lyriker hervorgetreten. Mit »Inventur eines Dinosauriers« legt er nun, nach längerer Pause, wieder einen Gedichtband vor.

Wer bei dem Begriff »Inventur« im Titel sofort an Günter Eichs berühmtes Gedicht denkt, liegt goldrichtig: Ahrens hat es seiner »Inventur eines Dinosauriers« als Motto vorangestellt. Die Nüchternheit und Lakonie dieses ikonischen Textes der Literatur nach 1945 blitzt an mancher Stelle auf. Ahrens' Gedichte zeichnen sich durch eine unprätentiöse Klarheit aus, die zudem an den Ton und die Prägnanz amerikanischer Lyrik – etwa an Robert Creeley – denken lässt. Mit wachem Blick registrieren sie unsere Gegenwart zwischen »brändelöschten«, »knappwasser« und »pixeldunst«, ringen um eine Position zu dem, was der Fall ist: »was die ohren angeht/ so wäre ein gewisser grad/ an taubheit wünschenswert«.

Und obwohl Ahrens einmal in den Raum stellt, dass »weise« ist, »wer die zeit vergisst«, ist dieses phänomenal kluge, stilistisch ungemein fein gearbeitete Buch am Ende doch eine Ermutigung und Ermunterung in »wetterwendischer« Zeit: »bleibt nur/ beharren«. ■



Henning Ahrens
Inventur eines
Dinosauriers
Schöffling & Co., 96 S.

»Das ist große europäische Literatur einer wahrhaft europäischen Autorin.«

– Luca Vazgec, FAZ

Gabriela Adameşteanu

entwirft in ihrem neuen Roman ein Panorama der rumänischen Welt: Familien, die durch die Emigration zerfallen; nie vernarbte Erfahrungen von Rechtlosigkeit und Gewalt; und die Verwerfungen einer Gesellschaft, die mit der Vergangenheit nie abrechnen wollte.



385 S., geb., Schutzumschlag, 12 x 20 cm
ISBN 978-3-8353-6086-0
€ 26,00 (D) / € 26,80 (A)

ES WERDE NEONLICHT

Von Alexandru Bulucz

Von »Fisting«, »Scissoring«, »Pegging« und anderen Sexualpraktiken: Anna Julian Mendliks queere Neuverortung des Mythos in der Körperlichkeit des Jetzt ist mehr als nur Tabubruchästhetik.

»Dante im Darkroom« von Anna Julian Mendlik ist eine konsequente Mythosumschrift aus queerer Perspektive. Die antiken und christlichen Figuren sind keine ehrwürdigen Relikte, sondern formbares Material, das durch gegenwärtige Körper, Sprachcodes und Begehrensformen hindurch neu lesbar wird. Queerness ist dabei die poetische Methode selbst: Sie verschiebt Blickrichtungen, entzieht eindeutige Zuschreibungen und schreibt hegemoniale Erzählungen um.

Im titelgebenden Gedicht heißt es: »wer fragt, woraus seelen sind: schmerz und ekstase/ im anfang das safeword, trennt leiden/ von lust.« Die biblische Anfangsformel wird in ein Setting des Konsenses überführt. Anstelle des göttlichen Logos steht im Anfang ein Wort der Übereinkunft zwischen Liebenden, das die Ekstase strukturiert und die Grenze im Grenzgang markiert.

Im Gedicht »Gesang« wird Dante direkt angesprochen: »du bist in ohnmacht gefallen, dante/ bei dem anblick zweier liebender«. Gemeint ist die berühmte Szene aus der »Divina Commedia«, in der Dante (der ehebrechenden) Francesca und Paolo begegnet. Die beiden liebten sich und wurden entdeckt und getötet. Am Ende von Francescas Erzählung fällt Dante aus Mitleid in Ohnmacht. Mendlik greift genau diesen Moment auf und bewertet ihn neu. Wenn es heißt: »dein mitleid hilft nicht«, dann wird Dantes Ergriffenheit infrage gestellt. Sein Mitgefühl ändert nichts an der Ordnung, die Francesca

und Paolo verurteilt. Empathie allein hebt keine normierende Moral auf. Besonders deutlich wird dieses Verfahren in »Arachne«. Dort verwebt die Figur »antike metoo-berichte« in ihrem Teppich, ist Chronistin struktureller sexualisierter Gewalt. Wobei die ironische Bemerkung »immerhin hat dich marvel verschont/ bist nicht so peinlich wie spiderman« Mythenproduktion mit popkultureller Verwertung verknüpft – das Marvel Cinematic Universe ist vor allem für Superheldenfilme bekannt. Und die Pointe »eine eigene diagnose: arachnophobie« verlagert die Angst vor der Spinne ins Kulturelle: Gefürchtet wird das weibliche Erzählen selbst.

Noch schärfer akzentuiert »Proserpina« die Mythosumschrift. Pluto wird als »antiker incel« bezeichnet, eine radikale Aktualisierung der Entführungsgeschichte als Macht- und Besitzverhältnis. Proserpina dagegen bleibt souverän und bestimmt »den zyklus, den bodenfrost«, kehrt wieder. Am Ende spricht sie als »hohepriesterin im darkroom: es werde neonlicht«. Die Schöpfungsformel wird nicht parodiert, sondern neu kontextualisiert: Licht entsteht im queeren Raum, nicht im göttlichen Urakt.

Sprachlich arbeitet der Band mit Verschiebungen: »rom und eros sind einander verwandt/ so wie o und r in oro, lavoro, tesoro, amore, gayromeo«. Eine kanonische Liebesgeschichte kann also auch über Lautverschiebungen und Klangverwandtschaften als politische Gesten umgeschrieben werden. In »Cunnilingus« ist die Zunge zugleich



erotisches und sprachliches Organ: »playing & fucking mit derselben zunge/ die den brief verschließt, die nachricht verkündet«.

Ein Vergleich lässt sich zu Georges Bataille ziehen, etwa zu »Histoire de l'œil«, insofern Sexualität als Grenzerfahrung erscheint. Doch Mendliks Gedichte bleiben relational. Das Safe-word, der geteilte Atem, der Blick aufeinander strukturieren die Intensität. Queerness bedeutet hier nicht bloß Überschreitung, sondern Neuordnung von Macht, Sprache und Mythos.

Diese Lyrik schreibt die großen Erzählungen des Kanons aus einer queeren Gegenwart heraus weiter und zeigt, wie beweglich Mythos sein kann, wenn die Körper, die ihn bevölkern, selbst sprechen dürfen. ■



Anna Julian Mendlik
Dante im Darkroom
Verlagshaus
Berlin, 120 S.

»Der schönste italienische Roman seit Langem!«

Corriere della Sera



Aus dem Italienischen
von Christiane Pöhlmann

Gebunden mit Schutzumschlag
352 Seiten
€ 26.- / € (A) 26.80
ISBN 978 3 8031 3384 7

Auch als E-Book erhältlich
ISBN 978 3 8031 4432 4

Wagenbach
www.wagenbach.de

Nachlesen

Von Jannic Hofmuth

**Was unsere Autor/innen machen,
wenn sie nicht für BUCHKULTUR schreiben?
Sie schreiben Bücher!**



Stefanie Jaksch
Mut verändert alles.
Geschichten von starken
Frauen, die zeigen, dass
alles möglich ist
Ill: Claudia Meitert
arsEdition, 160 S.

Inspirierend

In diesem Buch erzählt Stefanie Jaksch die Geschichten mutiger Frauen, die sich gegen Widerstände durchgesetzt, Schicksale überwunden und Träume verwirklicht haben. Liebevoll illustriert, soll das Buch den Mut großer Frauen in den Mittelpunkt stellen. Manche davon, wie Jane Austen, dürften dem belesten Publikum gut bekannt sein. Andere, wie Louise Aston, fallen oft unter den Tisch. Jaksch gibt allen genug Raum, um einmal mehr zu zeigen, dass Frauen alles schaffen können. ■

Tanzender Widerstand

Die vorlaute Luise und ihre rebellischen Freunde machen sich auf zu einer gefährlichen Befreiungsaktion ins Arbeitserziehungslager Oberlanzendorf. Dabei wollten sie eigentlich nur tanzen. Die Edition Atelier hat sich für diese Episode ihrer Biographic-Novel-Reihe ein oft übersehenes Kapitel der NS-Zeit ausgesucht: »Schlurfkatzen« nannten NS-Anhänger abfällig die Frauen der Untergrundbewegung, die lieber zum Jazz tanzten als zu marschieren. Barbara Kadletz ist mit Verleger und Illustrator Jorgi Poll eine Hommage an diese Form des Widerstands gelungen. ■



Barbara Kadletz
Schlurfkatzen
Ill: Jorgi Poll
Edition Atelier,
56 S.



Lukas Meschik
Die Uhr
Limbus, 96 S.

Pendel der Zeit

Es gibt Faktoren, die bewusst oder unbewusst unser aller Leben bestimmen. Ein sehr zentraler Faktor ist, wie Lukas Meschik richtig beobachtet, die Zeit. Der Uhr als Alltagsbestimmerin hat Meschik eine kurze, unterhaltsame Kulturgeschichte gewidmet. Sie pendelt zwischen dem Horrorszenario der kapitalistischen Zeitdiktatur und einer Lobeshymne auf den menschlichen Erfindergeist. Chronische dürfen diese ironische Reise durch die Zeit genauso genießen wie pedantische Zeigerkontrollleur/innen. ■

Jüdische Geschichte

Als sonnige Urlaubsregion mit Strand und Yachten – so haben wir Südfrankreich heute meistens im Kopf. Dass sich zwischen Avignon und Menton Jahrhunderte jüdischer Geschichte verbergen, dürfte dabei den meisten unbekannt sein. Um das zu ändern, hat Alexander Kluy nicht nur Quellen aus der Feder großer Namen wie Kurt Tucholsky, Heinrich Heine und Anna Seghers zusammengestellt, sondern auch die kleinen Schicksale betrachtet. Wer »jüdisches Südfrankreich« liest, läuft demnächst mit offeneren Augen durch die Gassen der Provence und Côte d'Azur. ■



Alexander Kluy
**Das jüdische
Südfrankreich**
Berlinica, 260 S.



Ein Gerechter unter den Völkern

Von Harald Gschwandtner

**Diese Graphic Novel erzählt
von der Irrfahrt des Dampfers
»St. Louis« im Jahr 1939.**

Im Mai 1939 wird der Dampfer »St. Louis«, ein Schiff der deutschen Reederei HAPAG, das sonst Vergnügungsreisende an Bord hat, für einen Sonderauftrag abgestellt. Weil die Zahl jüdischer Flüchtlinge aus Deutschland immer stärker ansteigt, springt die St. Louis für einen Transfer nach Havanna ein. 937 Emigranten soll Kapitän Gustav Schröder über den Atlantik bringen. Doch als der Dampfer auf Kuba eintrifft, hat die Regierung die ausgestellten Visa für ungültig erklärt.

Nach langen Verhandlungen, muss die St. Louis den Hafen wieder verlassen. Schröder, der sich als Kapitän für die ihm anvertrauten Menschen verantwortlich fühlt, setzt alles daran, sie nicht zurück nach Hitler-Deutschland zu bringen. Aber auch Versuche, die Vereinigten Staaten und Kanada zur Aufnahme der Flüchtlinge zu bewegen, scheitern. Schließlich erlaubt Belgien Mitte Juni die Anlandung der St. Louis in Antwerpen. Viele ehemalige Passagiere des Schiffes, die zunächst auf England, Frankreich, Belgien und die Niederlande aufgeteilt wurden, geraten nach dem Westfeldzug 1940 erneut unter deutsche Herrschaft; mehr als 200 von ihnen werden im Holocaust ermordet. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die tragische Irrfahrt nicht

nur Gegenstand wissenschaftlicher Studien, sondern die Geschichte wurde zusätzlich in diversen Genres adaptiert. Das Buch »Voyage of the Damned« diente Mitte der Siebzigerjahre als Vorlage für einen Film mit prominentem Cast: Max von Sydow als Kapitän, dazu Faye Dunaway und Oskar Werner (in seiner letzten Rolle). 1989 widmete Julian Barnes der St. Louis einen Abschnitt in seiner »Geschichte der Welt in 10½ Kapiteln«. Zuletzt hat Daniel Kehlmann den Stoff im Theaterstück »Die Reise der Verlorenen« (2018) verarbeitet: Es erschien 2024 bei Reclam.

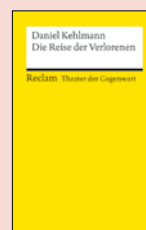
Bereits in unmittelbarer zeitlicher Nähe hatten Cartoonisten auf die Ereignisse reagiert. Art Spiegelman, Autor der berühmten »Maus«-Comics, hat die damals in amerikanischen Zeitungen gedruckten Sujets 2009 in einem Meta-Comic zusammengetragen. Auf einer der Karikaturen hält die Freiheitsstatue ein Schild mit der Aufschrift »Kein Zutritt« in die Höhe: ein einprägsames Sinnbild für den Widerspruch zwischen Freiheitspathos und restriktiver Migrationspolitik in Zeiten der Not.

Sara Dellabella und Alessio Lo Manto stehen mit ihrer 2021 auf Italienisch erschienenen Graphic Novel, die nun in deutscher Übersetzung vorliegt, in einer langen Reihe künstlerischer Adaptionen. Sie setzen auf klare Konturen und bewährte Erzählmuster, auf Figuren, die sich auf der Skala zwischen »gut« und »böse« zuverlässig einordnen lassen. Leider neigt das Buch zu einer allzu schematischen Reduktion historischer Komplexität, etwa in der Einbindung historischer »Dokumente« in die gezeichneten Panels.

Keine Frage, »Die Irrfahrt der St. Louis« richtet sich zu allererst an junge Leser/innen. In Italien wird das Buch erfolgreich in Schulen eingesetzt. Auch die deutsche Ausgabe ist fast wie eine Handreichung zum Geschichtsunterricht gestaltet: mit Materialien und Geleitworten, die historische Kontexte beleuchten, dazu eine aufschlussreiche Rede von Justin Trudeau. 2018 bat der kanadische Premier um Verzeihung dafür, dass sein Land achtzig Jahre zuvor den Passagieren der St. Louis Hilfe und Aufnahme verweigert hatte.

Ob gezeichnet oder dokumentiert, verfilmt oder auf die Bühne gebracht: Das Schicksal der St. Louis konfrontiert uns damals wie heute mit Fragen nach Verantwortung und Schuld: danach, wie wir mit Menschen auf der Flucht umgehen, oder danach, welche Spielräume dem Einzelnen in Zeiten der Diktatur bleiben. Nicht nur Dellabella und Lo Manto zeichnen Gustav Schröder dabei als Vorbild menschlichen Handelns: Yad Vashem hat ihn 1993 in den Kreis der »Gerechten unter den Völkern« aufgenommen. ■

Sara Dellabella,
Alessio Lo Manto
**Die Irrfahrt der St. Louis. Die
wahre Geschichte eines mu-
tigen Kapitäns und seiner
jüdischen Passagiere**
Ü: Anja Kootz
Kneesebeck, 112 S.



Daniel Kehlmann
**Die Reise
der Verlorenen**
Reclam, 104 S.



Heitere Klokeltüre

Eine sehr persönliche, oft zotige Kulturgeschichte des stillen Örtchens von Franzobel

Von Lukas Meschik

Franzobel hat ein Buch über Toiletten geschrieben – und damit ist wohl schon alles gesagt. Quasi als Antithese zu Peter Handkes vornehm zurückhaltendem »Versuch über den stillen Ort«, kalauert sich der österreichische Romancier und Essayist durch ein unterhaltsames Büchlein, das, angemessen plump, einfach »Das Klo« heißt. Ein Franzobel würde jetzt sofort das »Plumpsklo« herbeiassoziieren, lässt er doch kein Wortspiel und keinen Kalauer aus. Firmen versuchen etwa, »das große Geschäft mit unserem großen Geschäft zu machen« oder »Groß und Klein« gehen noch einmal »groß und klein«. Anderswo ginge einem diese Fixiertheit auf die Nerven, hier nicht, weil die Ausscheidung und deren Beseitigung schambehaftet sind und befreiendes Lachen angebracht bleibt. Die Witze sind durchaus derb, selten zu grob, wobei der Verweis auf Werner Schwabs Bühnenfigur Mariedl nicht fehlen darf – jene Klofrau, die verstopfte Toiletten bloßhändig reinigt. »Die Mariedl macht's auch ohne« – das hat schon in der Schule amüsiert. Franzobel erschöpft sich jedoch nicht in Pennälerhumor, sondern bündelt Kindheitserinnerungen, WG-WC-Anekdoten und gesellschaftliche Betrachtung zu einem hochverdichteten Band, der sich als geistreiche Klokeltüre empfiehlt. Hanna Zeckaus nüchterne Illustrationen von Klobesen oder Seifenspendern liefern einen guten Kontrast. Die Zwischenüberschriften sind allesamt Songtitel der Beatles, und plötzlich hört man »All Things Must Pass« oder »We Can Work It Out« mit ganz anderen Ohren. ■



Franzobel
Das Klo
Ill: Hanna Zeckau

Residenz Dinge des Lebens, 64 S.

Foto: Julia Haimburger

Das Gedicht des Lebens

Dinçer Güçyeter gibt Einblicke in seinen von Selbstzweifeln geprägten Alltag als Dichter und Verleger.

Von Lukas Meschik

Dinçer Güçyeter ist eine erfreuliche Ausnahmeerscheinung im deutschsprachigen Literaturbetrieb. Wo andere blasiert auf einem überholten Kanon beharren, da verteidigt er die poetische Kraft von Raptexten; während sich viele aus dem bildungsbürgerlichen Milieu zu fein für Brotjobs sind, kennt er das unglamouröse Arbeitsleben und hat u. a. als Gabelstaplerfahrer den von ihm gegründeten Elif Verlag querfinanziert. Erzählenswert ist das nur deshalb, weil er in seiner Lyrik und Prosa frische Bilder und Zugänge findet, für die er mehrfach ausgezeichnet wurde. Seine »Grazer Vorlesung zur Kunst des Schreibens« liegt nun als Buch vor, und sie beginnt mit einer Flucht aus dem stressigen Alltag zwischen Steuererklärung und Lesereise – Schattenseiten des Erfolgs. Güçyeter beschreibt die Selbstisolation in der Ägäis, wo er die Carepakete fürsorglicher Nachbarn abwehren muss, räsoniert über Herkunft, Familie, das Schreiben und ein Leben, das ganz der Sprache gewidmet ist. »Ich habe nie daran geglaubt, dass Literatur steril, korrekt, harmonisch sein kann. Ihre Kraft sah ich mehr in der Reibung, im Dreck, im Abgrund.« Solch programmatische Ansagen hätte er ruhig näher ausführen können, dafür weniger eigene Facebook-Beiträge zum Nahostkonflikt oder Selbstzitate einstreuen dürfen. Hin und wieder verliert Güçyeter den Faden – was nie langweilig ist, aber schade, weil einen seine Perspektive auf Literatur und Betrieb ja wirklich interessiert. Hellwach bleibt sein unprätentiöses Mäandern allemal. ■

Dinçer Güçyeter
Fake Gucci-Jogginghose auf der Lesebühne. Der Prolet als Literatursternchen
Droschl, 112 S.



Foto: palagrafie



Schreiben als Befreiung

Elena Ferrante ist zurück: Im Essayband »An den Rändern« spricht sie über den Drang zu schreiben.

Von Dagmar Kaindl

Mit der vierbändigen »Neapolitanischen Saga« erlangte sie Weltruhm. Die unter dem Pseudonym Elena Ferrante publizierende Autorin legt nun vier Essays vor, in denen sie erläutert, wie sie zum Lesen und Schreiben kam, welche Vorbilder sie hat(te) – Jane Austen, Emily Dickinson, Elsa Morante, Gertrude Stein, Ingeborg Bachmann – und wie man Wahrhaftigkeit durch Fiktion erreicht. Über Dantes Frauenbild und dass jedes Schreiben eingebettet ist in eine jahrhundertelange Tradition, was etwas Befreiendes an sich hat: Wir müssen nichts genuin Neues erschaffen, sondern dürfen »die Formen bewohnen und dann alles deformieren, was uns nicht vollständig fasst, uns auf keine Weise fassen kann«.

Die teils akademisch anmutenden Vorträge sind dann am spannendsten, wenn Elena Ferrante auf die Rolle der Frau in der Literatur zu sprechen kommt. Frauen wachsen auf mit einer von Männern (um)geschriebenen Geschichte und einem männlichen Kanon. Frauen hätten verinnerlicht, dass Literatur von Frauen für Frauen, also »per se zweitrangig« sei. Wenn die weibliche Literatur es schaffen soll, ein eigenes, wahres Schreiben zu haben, braucht es die Arbeit jeder Einzelnen. Auch Lenù und Lila aus der »Neapolitanischen Saga« versuchen, sich durch Kreativität aus den beengten sozialen Verhältnissen zu befreien. Wie Elena Ferrante über Selbstzweifel und Hindernisse hinweg ihre Stimme fand und damit ein Millionenpublikum erreichte – davon erzählen ihre klugen und ermutigenden Essays. ■



Elena Ferrante
An den Rändern
Ü: Barbara Schaden
Suhrkamp, 94 S.

Was heißt hier eigentlich gerecht?

»Gerechtigkeit« ist ein differenzierter, aber trockener Essay von Autor und Jurist Bernhard Schlink.

Von Raffael Leitner

Das Leben ist ungerecht. Sagt man. Aber stimmt das? Warum sollte sich das Leben als solches überhaupt in Kategorien wie gerecht oder ungerecht messen lassen? Wenn heute das subjektive Gerechtigkeitsempfinden rasch zu Empörung führt und so der weltweite Diskurs angeheizt wird, scheint eine rechtsphilosophische Auseinandersetzung, wie Bernhard Schlink sie in einem Essay mit dem schlichten Titel »Gerechtigkeit« vorlegt, durchaus angebracht. Dabei versucht Schlink nicht, allgemeine Theorien auszuführen und ultimativ gültige Regeln aufzustellen, sondern eine Herangehensweise stark zu machen. »Eine Formel für Gerechtigkeit gibt es nicht. Es gibt eine Struktur dafür, wie nach Gerechtigkeit zu fragen und wie die Antwort zu suchen und zu finden ist.« Diese Gerechtigkeitsarbeit zu leisten, bemüht sich der Autor in diesem Buch.

Schlink, als Schriftsteller mit seinem Roman »Der Vorleser« berühmt geworden, ist eigentlich Jurist, das merkt man dieser Abhandlung im positiven wie im negativen Sinne deutlich an. Einerseits liegt ihre Stärke in der sprachlichen Präzision, die Begriffe wie Recht und Gerechtigkeit, Ungleichheit und Ungerechtigkeit etc. zu differenzieren weiß. Die Argumentationen sind schlüssig, das vernunftorientierte Denken stellt einen wohlthuenden Gegensatz zu so manch polarisierter Debatte dar. Andererseits ist der Text relativ trocken, auf ein packendes Leseerlebnis oder eine außergewöhnliche neue Erkenntnis muss man sich nicht unbedingt gefasst machen. ■

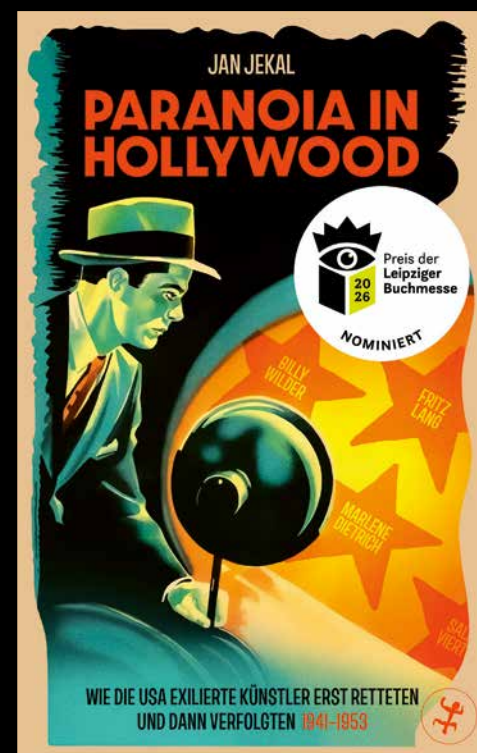


Bernhard Schlink
Gerechtigkeit
Diogenes, 208 S.

Matthes & Seitz Berlin



Foto © Noel Richter



Die USA der Nachkriegszeit als Spiegel der Gegenwart: Das großartig erzählte Panorama des »deutschen Kaliforniens« zeigt Glanz und Elend der Künstler und Intellektuellen in ihrem amerikanischen Exil



Barbie als Feminist*in

Katharina Lux beleuchtet das widersprüchliche Verhältnis von Feminismus und Kapitalismus.

Von Lukas Meschik

Es sind nur wenige Seiten, die Katharina Lux im neuen »abwerbenden Heft« des MaroVerlags zur Verfügung stehen, die aber haben es in sich. Ihr gelingt ein hochverdichteter Crashkurs zur Geschichte des Feminismus und seinen Strömungen, anschließend lässt sie Archetypen auftreten, mit deren Hilfe sie den Zwiespalt von Ideologie und Marktlogik reflektiert. Wir begegnen der »Popfeminist*in«, die in ihrer Selbstinszenierung zwar »Ohnmachtserfahrungen kompensiert«, politisch aber wenig bewirkt. Die »Mikrofeminist*in« wiederum hat den Alltag als Operationsfeld entdeckt und versucht geschlechterstereotypen Verhalten auszugleichen, indem sie gezielt Männer für Familienorganisation einspannt. Die »liberale Feminist*in« versteht unter Chancengleichheit vor allem wirtschaftliche Gleichstellung, möchte an die Spitze einer sozialen Hierarchie gelangen und arrangiert sich darin mit einer unhinterfragten Wirtschaftsordnung. Geschickt lässt Lux diese Figuren aufeinandertreffen und miteinander streiten, Worterklärungen helfen bei der Orientierung. Auf Fragen zu Konsumentscheidungen und Care-Arbeit liefert sie keine einfachen Antworten, sondern sichtet und sortiert die Problemfelder. Die bewusst überfrachteten Druckgrafiken von Amelie Göppel nehmen gekonnt Fernsehwerbungen für Haarspray, Binden oder Autos auf die Schippe. Inflationäres und unlogisches Gendern lenkt vom spannenden Inhalt leider ab. »Barbie ist zur Feminist*in geworden«, heißt es da. Eine »Feministin« darf sie nicht sein.

Das wäre zu einfach. ■

Foto: Katharina Zimmerhackl



Katharina Lux
Es ist kompliziert. Zur Beziehung von Kapitalismus und Feminismus. MaroHeft #21
Ill: Amelie Göppel
MaroVerlag, 36 S.

Die Angst beim Namen nennen

Gegen das Schweigen schreibt Nicole List.

Von Susanne Rettenwander

Bereits der Einstieg in Nicole Lists Debüt »Angst vor Männern«, das als erfahrungsbasierter und zeitkritischer Essay bestens in den – elegant gestalteten – WASSER-Untiefen aufgehoben ist, erzeugt Unbehagen. Nur allzu anschlussfähig ist die Szene, in der während eines ausgelassenen Dorffests am österreichischen Land das Urvertrauen der sexuell belästigten 14-Jährigen nachhaltig erschüttert wird. Dieses und weitere bedrohliche Schlüsselerlebnisse – darunter das Überleben häuslicher Gewalt – stellt die erfolgreiche Buchhändlerin und öffentlich auftretende Buchexpertin an die Anfänge ihrer elf Kapitel, in denen sie sich der titelgebenden Angst vor Männern stellt. Die Schilderungen persönlicher Erlebnisse, die teilweise in tagebuchartigen Sequenzen eingeschoben und durch eine eigene Schriftart hervorgehoben sind, fungieren als Sprungbrett für die Auseinandersetzung mit strukturellen Ursachen dieser Angst. Kontinuierliche Unterbrechungen des Leseflusses durch den Einschub von Zahlen und Fakten zu sexualisierter Gewalt oder Femiziden sowie ein aufklärerischer Fragebogen für alle Lesenden zu eigenen Erfahrungen führen vor Augen, dass es sich um eine kollektive Realität handelt. Eine heftige, aber auch augenöffnende Lektüre – nicht nur für all jene Mitmenschen, die sich noch nie am abendlichen Nachhauseweg den Haustürschlüssel als potenzielles Selbstverteidigungswerkzeug zwischen die Finger geklemmt haben. ■

Nicole List
Angst vor Männern
Wasser, 128 S.



Foto: Luiza Puia





Von den Affen lernen

Die junge Lyrikerin Lara Rüter erzählt ihre persönliche Geschichte, streut feine Beobachtungen, etwas Poesie und jede Menge Zitate ein. Wild!

Von Maria Nowotnick

Aus Langeweile als Aushilfe in der Primatenforschung gelandet, hat Lara Rüter mit »Affenliebe« eine Art Essay über ihre Erfahrung verfasst. Darin beschreibt sie teils rührende, teils erschreckende Szenen aus ihrer so ganz neuen, ja unerwarteten Arbeit mit Affen. Sie teilt amüsante wie skurrile Anekdoten, vor allem aber ihre persönliche Geschichte: Zum Beispiel erzählt sie von ihrem Adoptivvater oder von ihrer eigenen Abtreibung, wobei sie sehr intime Details preisgibt. Dazwischen streut sie immer mal etwas Lyrik. Als würde sie ihre Belesenheit unter Beweis stellen wollen, zitiert sie überdies Autor/in um Autor/in: Roland Barthes und Emily Dickinson sind nur zwei der vielen Namen, die es ihr wohl besonders angetan haben. Auch auf Gemälde, Studien (ohne Jane Goodall kann man kaum etwas zur Verhaltensforschung bei Affen schreiben) oder Geschichten aus der Antike verweist sie. Am liebsten liest man die Geschichte rund um die immer enger werdende Freundschaft zu ihrem Kollegen Moritz, mit dem sie all die Zoo-Erfahrungen teilt.

Für wen dieses Buch geeignet ist, ist am Ende gar nicht einfach zu sagen. Klar: Rüter kann schreiben und hier steckt jede Menge Arbeit drin, doch eine wilde Mischung ist es allemal. Eine wilde, emotional berührende Mixtur, denn wie Rüter im Interview zum Buch betont: »Als Menschen können wir einander durch Sprache mitteilen, mit einem Affen muss man eine komplett andere Art der Kommunikation lernen.« Es lohnt, sich darauf einzulassen! ■



Lara Rüter
Affenliebe
Hanser, 288 S.

Foto: Michael Bader

Die Freiheit der »Senager« oder ...

**... über die Freuden des Alterns.
Christiane Rösingers Anti-Ratgeber**

Von Susanne Rettenwander

Wenig ist amüsanter als der scharfzüngigen Christiane Rösinger zu folgen, wie sie ihren längst schon geplanten Altersratgeber gerade eben nicht schreibt. Inmitten ihrer recherchierten Materialflut an einschlägiger Trost- und Selbsthilfeleratur der spätkapitalistischen Verlagsmaschinerie, die sich in ihrer Berlin-Kreuzberger Altbauwohnung (mit altem Mietvertrag) stapelt, führt sie die klassische Leitfadenstruktur des Genres mit autobiografischen Episoden und pointierten Privatmeinungen ad absurdum. Was mit einer minutiösen Auflistung an Weh und Wehwehen einer in die zweite Lebenshälfte getretenen Langschläferin beginnt, mündet in einen unerwartet geordneten Gedankenstrom zur Erkenntnis, dass nicht das Altern an sich, sondern – Überraschung – die Gesellschaft und ihre Menschen das Problem sind. Anhand bissiger Charakterstudien entlarvt sie das Paradoxon einer frühzeitig geriatrischen Lebensführung »verbürgerlichter« und »ausgemüder« Dreißig- bis Fünfzigjähriger bei gleichzeitig irrational anmutenden Konservierungsversuchen eines ewig jungen Erscheinungsbildes (Stichwort: Gua-Sha-Massagestein). Unmerklich kippt der Anti-Ratgeber zum politischen Manifest, das Krankheitserfahrungen, Zwei-Klassen-Medizin, Prekariat und Altersarmut verhandelt – und schließlich eine neue Alterskultur ausruft, die die Freiheit unangepasster Senior/innen, die sogenannten »Senager«, feiert. Von diesen kann man sich wahrhaftig eine Scheibe Gelassenheit abschneiden! ■



Christiane Rösinger
The Joy of Ageing
Rowohlt Hundert Augen, 288 S.

Foto: Dorothea Tuch



**Zehn Seiten rund um das CH der DACH-Region:
Bücher, Verlage und Entdeckungen**

DIE SCHWEIZ LESEN

Von Sylvia Treudl

**Die Topografie der Schweiz beeindruckt – landschaftlich wie literarisch.
Doch ähnlich wie in Österreich existiert auch dort ein enormer
Fundus an literarischen Kostbarkeiten, die völlig zu Unrecht aus dem Fokus
der Rezeption geraten sind.**

Umso mehr ist jede Initiative zu begrüßen, die diesem Vergessen entgegenwirkt. Wie beispielsweise die neue Reihe des Wallstein Verlags, die »Reihe der Autor:innen«: »Sie basiert auf dem Prinzip »Autor:innen entdecken Autor:innen« und wird getragen von Schreibenden, die bestimmte Bücher, die nach 1945 verfasst wurden, auf dem Buchmarkt vermissen«, so Guy Krneta im Vorwort zum Titel »Zwei Männer in einem Raum« von Walter Vogt (1927–1988). In dieser bislang unveröffentlichten Erzählung, die der Autor und Psychiater zwei Jahre vor seinem Tod verfasste, zeichnet er ein unglaublich berührendes Bild von der Liebe in Zeiten von AIDS. Prosa, Lyrik, Fernsehspiel zählten zu seinen Arbeitsfeldern, in den Spätwerken thematisierte er seine Bisexualität. »Zwei Männer in einem Raum« hat nichts von seiner literarischen wie gesellschaftspolitischen Sprengkraft verloren – das gilt ebenso für den begleitenden Text (1985) von Vogts Zeit- und Weggenossen Christoph Geiser. Kim de l'Horizon verfasste das »Nachleben« zum Buch.

Auch der Limmat Verlag engagiert sich ehrenvoll, indem er mit dem Sammelband »Es gibt Tage« von Adelheid Duvanel (1936–1996) die dreibändige Werkausgabe – nach den Titeln »Fern von hier« und dem Briefband »Nah bei Dir« – abschließt. Was auf den ersten Blick wie die ungebrochene Erfolgsgeschichte einer Autorin aussieht, die gefeiert wird für »ihren Facettenreichtum, präzise Alltagsbeobachtungen, bis hin zu fantastischen Szenerien mit fließendem Übergang zu Erzählungen«, so der Verlag, ist im Hintergrund geprägt von einem katastrophalen Privatleben – bedrückend nachzulesen in den

Briefen an ihre Freundin, die Schriftstellerin Maja Beutler, der Duvanel bis kurz vor ihrem bizarren Tod schreibt. Es ist wohl nicht übertrieben zu vermuten, dass Adelheid Duvanel aus dem Schreiben jene Kraft schöpfte, die ihr angesichts all dessen, was ihr von Kindheit und Jugend an widerfahren war und sich in einer traumatischen Ehe und der AIDS-Erkrankung der heroinsüchtigen Tochter fortsetzte, zur Verfügung stehen konnte. Umso beeindruckender sind jene Passagen des Werks, in denen sie Ironie durchscheinen lässt oder ihren differenzierten Blick auf die Arbeiten von Kolleg/innen wie Bachmann, Walser und Kafka richtet.

Für die Publikation des Bandes »Mutmaßliche Leben« mit drei Schriftstellerporträts von Fleur Jaeggy (geb. 1940) ist nun als drittem Verlagshaus Suhrkamp zu danken. Lange als Geheimtipp gehandelt, wurde die Autorin 2025 mit dem schweizerischen Grand Prix Literatur geehrt. Befreundet u. a. mit Ingeborg Bachmann und Joseph Brodsky, urteilt letzterer: »Fleur Jaeggys Stift ist eine Graviernadel, die Wurzeln, Zweige und Äste des Baumes des Wahnsinns abbildet.« Diese Einschätzung trifft punktgenau auf den vorliegenden Titel zu, in dem die Autorin Thomas De Quincey, John Keats und Marcel Schwob in unvergleichlicher Weise porträtiert – kühl, dicht gewoben, lässt sie die drei, ganz wie nebenbei Zeitgenoss/innen, auftreten. Mit einem Unterton, den man als wohlmeinende Betrachtung des – teilweise drogeninduzierten – Grenzgängertums nahe am Wahn bezeichnen möchte.

Das Fazit: drei geniale Literaturen wider das Vergessen. ■



Walter Vogt
**Zwei Männer
in einem Raum**
Wallstein, 94 S.



Adelheid Duvanel
Es gibt Tage
Limmat, 448 S.



Fleur Jaeggy
Mutmaßliche Leben
Ü: Barbara Schaden
Suhrkamp, 73 S.

WO DIE KÜHE NICHT »MUH«, SONDERN »GRÜEZI« SAGEN

Von Maria Leitner

Sie sind ja schon ein seltsames Völkchen, die Schweizer: Sie sind stolz auf die alte Demokratie, ihre Frauen bekamen das Stimmrecht aber erst 1971 ... und die berühmten Schweizermesser wurden zuerst in Deutschland hergestellt. Und die Literatur? Drei zeitgenössische Beispiele unter der Lupe



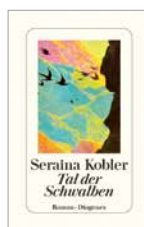
Launig zieht der Schweizer Kolumnist Stefan Millius Leute, die die Schweizer für bierernst halten, durch den Kakao. Schweizer hätten ja durchaus Humor, meint er. Diejenigen, die das nicht glauben, »sind vermutlich die gleichen Leute, die annehmen, dass die Kühe hier nicht »Muh«, sondern »Grüezi« sagen. Die Wahrheit ist: Schweizer Humor ist so tiefgründig, dass er manchmal von der Erdoberfläche aus nicht sofort erkennbar ist. Man muss schon etwas graben – oder einfach ein bisschen Geduld haben.«

Oder finden nur die Schweizer selbst den eigenen Humor witzig? Das gilt sicher nicht für Tom Kummers »Freiwürfe mit einem Diktator«. Sein Ausgangspunkt: Nordkoreas Oberster Führer Kim Jong-un besuchte anonym einige Jahre eine Schweizer Schule. Kims (fiktiver) ehemaliger Sportcoach steht nun knapp vor der Pensionierung. Frank Bichsel ist eine eher feminine Erscheinung, doziert über gesunde Ernährung und besucht täglich die Mutter im Pflegeheim (aus ihren spärlichen Reaktionen könnte man schließen, dass sie das eigentlich hasst), möglicherweise steckt hinter Franks Pflichtbewusstsein das Morphinum auf dem Nachtkästchen. Ein Brief der nordkoreanischen Botschaft, eine Einladung nach Pjöngjang, beunruhigt ihn. Er hatte damals für den übergewichtigen, basketballnarrischen Jungen eine seltsame Zuneigung empfunden. Soll er die Einladung annehmen? Was mitbringen? Ein Schweizermesser könnte falsch ausgelegt werden ... Köstlich, Kummers lakonischer Ton in der Mutter-Sohn-Beziehung! Übrigens: Beim Treffen Kim Jong-uns mit dem Präsidenten von Südkorea wurden 2018 Schweizer Rösti serviert ...

Wenn Frank Bichsel versonnen Richtung Berner Oberland mit seinen Gipfeln blickt, taucht ein weiteres Markenzeichen der Schweiz auf, das schon in den allerersten Schweizer Filmen wie »Bergführer Lorenz« (1918) eine tragende Rolle spielte: die Bergwelt. Seraina Kobler lebt in Zürich, verbrachte aber die ersten Kinderjahre im Tessiner Onsernonetal. Ihr Debüt »Regenschatten« thematisiert die drohenden Klimaveränderungen, nun,



Tom Kummer
**Freiwürfe mit
einem Diktator**
Tropen, 224 S.



Seraina Kobler
**Tal der
Schwalben**
Diogenes, 352 S.



Michael
Hugentobler
**Bis die Bären
tanzen**
dtv, 352 S.

im »Tal der Schwalben«, steht die Katastrophe unmittelbar bevor, hat sich zum Teil schon ereignet. Die französisch sprechenden Kantone sympathisieren nach der Vereinigung der deutschsprachigen mit dem Anschluss an Frankreich, inländische Zölle, Sparpakete und Klimaflüchtlinge spalten die Gesellschaft. Wichtig jetzt: die Suche nach neuen Energiequellen. Wissenschaftler Alesch forscht zur kalten Fusion. Nach einem mysteriösen Zwischenfall im Labor wird er beurlaubt und soll im Auftrag der Stromgesellschaft die Absiedelung seines Heimatdorfes vorantreiben. Die Dörfler vermuten, dass er wegen der bevorstehenden Hochzeit seiner Jugendliebe gekommen ist. Auch von ganz anderer Seite beobachtet man ihn, während es im Gletscher kracht. »Manche Geschichten beginnt man besser vom Ende her«, denkt Alesch, als er bei der Rückkehr den Friedhof sieht. Also leitet Seraina Kobler ihre Parabel mit einem gewaltigen Bergsturz ein ...

Spätestens mit dem Film »Die Schweizermacher« (1978) mit dem großartigen Emil Steinberger – vor seiner Karriere als Kabarettist war er Postbeamter – ist die Einbürgerung so etwas wie das immaterielle Kulturerbe der Schweiz und steht nicht allen zu. Die deutsche Familie Lieber in Michael Hugentoblers »Bis die Bären tanzen« bemüht sich im Appenzell vergeblich darum. Der Grund: Mamme Liebers Mann war nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr richtig im Kopf und hatte Hausverbot im Wirtshaus. Nun ist die Mutter des Erzählers gestürzt, auf den Kopf gefallen und spricht zum ersten Mal über die bunte Sippschaft der Liebers. Ihre Geschwister sind alle ausgewandert: Bruder Cob als Kunstturner nach Berlin, Belle fand in Brasilien statt des verheißenen Siedlerparadieses nur Schufterei, Anne mit ihren revolutionären Büchern landete in Sydney. Zum Erstaunen des Erzählers scheint an den Geschichten etwas Wahres dran zu sein ... Eine witzige Nebenfigur in Hugentoblers skurril-unterhaltsamem Familienroman: Der Postangestellte Paolo ist langsam im Kopf, kann sich aber unglaublich viele Adressen merken. ■



Von drei mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichneten Autor/innen, nämlich Peter Stamm, Jonas Lüscher und Dorothee Elmiger, soll im Folgenden die Rede sein.

Einleitend eine kurze Bemerkung zum Schweizer Buchpreis: Seit 2008 wird er – nach dem 2005 gemeinsam mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ins Leben gerufenen Deutschen Buchpreis und vor dem Österreichischen (seit 2016) – vergeben, und zwar für ein literarisches oder essayistisches Werk von schweizerischen oder seit mindestens zwei Jahren in der Schweiz lebenden Autor/innen.

Auf Peter Stamm und auch die beiden anderen Preisträger/innen passt das, was der Schweizer Journalist Daniel Arnet geschrieben hat, dass sie »geranientröglifrei«, also »nicht eidgenössisch codiert« seien. Stamm erhielt den Preis 2018 für den Roman »Die sanfte Gleichgültigkeit der Welt«. Nun sind unter dem Titel »Auf ganz dünnem Eis« neun Erzählungen erschienen, von denen die letzte mit dem Titel »Wintern« die stärkste ist. In einer Dystopie, die so ganz anders aussieht, als allgemein erwartet wird, kommt Eis von allen Seiten: »Bald werden die Gletscher sich vereinen, verschmelzen, ein kalter Liebesakt im Bett des Gletschersees.« (Dieses Bild!) Für den einsamen Ich-Erzähler, der an glücklichen Tagen mit allem im Reinen ist, hat die Szenerie nichts Bedrohliches. Er glaubt an ein Zurückkommen von Wäldern, Tieren und Menschen. Lange Zeit sieht er keinen Anlass aus dem Schloss, in das er sich mit Lebensmitteln, Kleidung und einem Radioempfänger zurückgezogen hat, wegzugehen. Doch dann hört er im Radio »La Mer« von Charles Trenet. Der Satz, dass Menschen keine Wurzeln, sondern Beine hätten, setzt sich in ihm fest und lässt ihn losgehen, alles hinter sich lassen. (Man kann dabei, um in der Schweiz zu bleiben, an Herrn Geiser aus Max Frischs Erzählung »Der Mensch erscheint im Holozän« denken, der aus seinem abgeschnittenen Tal ausbrechen will.)

Beim »Losgehen« beobachten wir auch Jonas Lüscher. Er erhielt den Preis 2017 für seinen Roman »Kraft« und war voriges Jahr mit »Verzauberte Vorbestimmung« auf der Shortlist.

Letzterer erregte das deutschsprachige Feuilleton: Von einem »Jahrhundertroman« war die Rede. Ein Ich-Erzähler begibt sich da auf Reisen: ins böhmische Varnsdorf, einst ein Textilzentrum, um sich dort in den Weber-Aufstand hineinzu fantasieren; nach Frankreich, wo der französische Landbriefträger Ferdinand Cheval in Hauterives das von den Surrealisten hochgepriesene »Palais Idéal« aufgebaut hat; und – um nur noch eine weitere Station zu erwähnen – nach Kairo. Intensiv ist der Schrecken des Reisenden, der »vulgäre Abwesenheit jeglicher Idee von Kultur in Afrikas größtem Kulturzentrum« erlebt, sodass den Bildern, die anlässlich der Eröffnung des großen Museums um die Welt gingen, nicht getraut werden kann. Und nun, 2025, wurde Lüscher für »Verzauberte Vorbestimmung« auch noch mit dem Wilhelm-Raabe-Literaturpreis ausgezeichnet.

In »Die Holländerinnen« schickt Dorothee Elmiger eine Autorin in die Tropen, die Naturerlebnisse dort gehören zu den intensivsten Eindrücken des Romans, für den sie 2025 mit den Schweizer, Deutschen und Bayerischen Buchpreisen ausgezeichnet wurde. Leser/innen werden selbst bestimmen, ob sie in diese gut gemachte Literatur, der man das Machen stark anmerkt, eintauchen und sich den vielen Geschichten, die da gegen eine omnipräsente Angst anerzählt werden, aussetzen wollen. ■



Peter Stamm
Auf ganz dünnem Eis
S. Fischer, 192 S.



Jonas Lüscher
Verzauberte Vorbestimmung
Hanser, 352 S.



Dorothee Elmiger
Die Holländerinnen
Hanser, 160 S.

Fotos: Hasslepen, Jule Kuehn, Georg Gatsas

Alpenglühén und Nebelfluchten

Von Dagmar Kaindl

Schweizer Literatur als Mikrokosmos unserer Gesellschaft: Vier Autor/innen nehmen die brennenden Themen unse- rer Zeit in den Blickwinkel ihrer Debüts.

Mehr als Dürrenmatt und Frisch: Die folgenden Schweizer Neuerscheinungen verorten das viersprachige Literaturland zwischen Umweltthriller und Trauerbuch, Familien- und Gesellschaftsroman.

In Walter Fabian Schmid's Roman »Schattenwurf« gehen die Wogen hoch. Eine hochalpine Solaranlage und ein Windpark sollen auf dem Gemeindegebiet errichtet werden – gegen den Willen der meisten Bewohner/innen. Doch irgendwoher muss der klimafreundliche Strom ja kommen. Aber ist es wirklich so einfach? Wer profitiert von den nachhaltigen Anlagen? Was ist mit den Bauern, die dafür Land lassen müssen? Auch Remos und Lisas junge Ehe gerät zwischen die Räder: Die zugezogene Zürcherin Lisa wird zum Zentrum einer Protestgruppe gegen die »Verschandelung« der Natur. Doch die könnte, als Folge des Klimawandels, zur größten Gefahr des Menschen werden: Infolge eines Starkregens droht das Dorf überschwemmt zu werden. Hochspannend und hochaktuell.

Um globales und persönliches Leid geht es ähnlich in Julia Sutters Erstling »Und das wäre erst der Anfang«. Nach dem Tod ihrer Mutter zählt Krystina die sterbenden Fichten im Wald. Das Haus, in dem die Familie früher lebte, wird inzwischen von einem älteren Ehepaar bewohnt, das sie wie ein Kind aufnimmt. Und Krystina wäre am liebsten wieder eins, denn damals schien die Welt noch ein sicherer Ort zu sein. Aber Krystinas Schwestern erinnern sich anders. Trauern braucht seine Zeit – das verstehen nicht alle – und Bäder in geweihtem Wasser helfen nur bedingt. Vergangenes ist vergangen, auch wenn es bis heute nachwirkt. Krystina brennt für ihren Beruf beim Institut für Nationalen Forstbestand. Aber über legale Grenzen, wie ihre radikale Chefin, würde sie für den Klimaschutz nicht gehen. Ein weit ausholender Roman, der viel will.

Aitas Leben fällt ebenfalls auseinander, als ihre Mutter stirbt. Ihre Brüder haben es eilig, das ehemalige Elternhaus im Unterengadin an den Meistbietenden zu verhöckern: Der Luxusimmobilienmarkt boomt. Aitas ehemaliger Schulkamerad Luis, der den Dorfladen übernommen hat, kämpft gegen den Ausverkauf des Wohnraums an wohlhabende Städter und Feriengäste. Doch damit macht er sich keine Freunde im Ort, der auch vom Tourismus lebt. Aber gibt es das überhaupt noch – eine Dorfgemeinschaft? Und Aita ist nur noch ein Schatten ihrer selbst:



Sie hat kein Zuhause mehr und ihr Wiener Freund wird in einer verstörenden Szene übergriffen (Achtung, Triggerwarnung!). Flurina Badel lässt ihren ursprünglich auf Rätoromanisch, im Idiom Vallader, verfassten und prämierten Sozialroman »Nebelflüchtige« im Corona-Jahr enden. Doch für seine Kinder möchte Luis an eine Zukunft glauben.

Caroline Rogers Ich-Erzählerin blickt auf eine dysfunktionale Kindheit zwischen dem Bistro ihrer Schweizer Mutter und dem Restaurant ihres deutschen Vaters im selben Gebäude zurück. Der Vater geht laufend fremd, die Mutter ertränkt ihren Kummer in Arbeit. Als Wirtstochter verbringt die Ich-Erzählerin viel Zeit mit dem Beobachten der Gäste – eine kleine »fabelhafte Welt« als Ersatzfamilie: Exzentrische, einsame, liebende Angestellte, Arbeiter, Student/innen und Soldaten versammeln sich da um den Stammtisch der Mutter, die sich mit Leidenschaft der Probleme ihrer Gäste annimmt, aber den eigenen ohnmächtig gegenübersteht. »Unter Gästen« erzählt knapp, unsentimental, aber berührend aus der Innenperspektive der Tochter, die schon früh erwachsen werden muss.

Der Ausverkauf der Berge, falsche Naturromantik, auf der Suche nach der verlorenen Zeit, toxische Beziehungen: Vier ambitionierte Titel holen uns auf den harten Boden der Realität zurück. Doch nur so ist Veränderung möglich. ■



Walter Fabian Schmid
Schattenwurf
Nagel & Kimche,
192 S.



Julia Sutter
**Und das wäre
erst der Anfang**
Frankfurter
Verlagsanstalt,
384 S.



Flurina Badel
Nebelflüchtige
Ü: Ruth Gantert
Rotpunktverlag,
224 S.



Caroline Rogers
Unter Gästen
Limmat, 208 S.

Buchreport Schweiz

Von Katia Schwingshandl
Mitarbeit: Max Freudenschuß

EU, Währung, Buchpreisbindung: Ein Land macht die Ausnahme. Können die Schweizer es besser? Wir waren vor Ort und haben in Zürich Buchmenschen getroffen.

Mit strahlendem Sonnenschein und lauer Luft heißt uns die Schweiz willkommen. Gerade in der Februarwoche, in der die Frühlingstemperaturen Zürichs jene Wiens überflügeln, dürfen wir uns ein Bild der Literaturlandschaft der Eidgenossenschaft machen und, mit ein bisschen Glück, unsere Nasen am Zürcher See kurz in die Sonne halten. In Zürich ist der See nie weit, alles liegt nah beieinander.

Die Schweiz macht vieles anders: Sie hat keinen Euro, ist nicht einmal Teil der EU und, spezifischer auf die Buchbranche bezogen, hat sich der Buchpreisbindung entledigt. Und doch gibt es dort eine hochwertige, umtriebige und auch erfolgreiche Literatur- und Verlagslandschaft. Die Fragen, die wir uns vorab gestellt haben, sind stark von unserem eigenen, österreichischen Blick auf die Branche geprägt. Wir wollen wissen: Wie nehmen sich Schweizer Verlage wahr? Welche Unterschiede zum restlichen deutschsprachigen Raum sind eklatant? Die Schweiz als das Land, das seinen eigenen Weg geht: Welche Auswirkung hatte die Loslösung von der Buchpreisbindung vor vierzehn Jahren? Wie sieht es mit der Förderung heimischer Autor/innen aus? Und natürlich: Wie überlebt man als Indie-Verlag in der liberalen Schweiz? Dabei konzentrieren wir uns bewusst auf die Deutschschweiz mit ihren gut 5,9 Millionen Einwohner/innen – denn die einzelnen Märkte in der mehrsprachigen Schweiz, also Deutsch, Französisch und Italienisch, sind hier verblüffend abgegrenzt und agieren unabhängig voneinander, das merken wir gleich zu Beginn.

Wir sind auf dem Weg zu dem ersten Halt unserer Tour: Dem Dörlemann Verlag, der praktischerweise gleich im selben Haus wie der Unionsverlag residiert. Wir betreten einen unscheinbaren, aber hübschen Altbau – ohne Lift, dafür mit charmanten steinernen Treppen. Seit 2024 heißt die Verlegerin Christina Müller. Daniel Kampa nahm den Verlag in dem Jahr in seine Verlagsgruppe auf, Sabine Dörlemann hatte ihn verkauft und schied aus. Christina Müller, ehemals Lektorin bei Reclam, ist nach einem guten Jahr noch recht frisch im Lande, bei etwas



Bei der Führung durch
das Kein & Aber-Hauptquartier

größeren Verlagen in der Schweiz ist es nicht unüblich, dass die Mitarbeiter/innen aus Deutschland kommen. Später bei Diogenes und Kein & Aber werden wir das ebenfalls feststellen. Viele pendeln täglich, das Leben in der Schweiz ist teuer. Wenngleich die starke Inflation in Deutschland und vor allem in Österreich den gnadenlos aufgewerteten Franken im allgemeinen Preisvergleich zuletzt wieder etwas billiger erscheinen lässt – der Sonderfall Schweiz hat ebenfalls auf den Verkauf von Büchern eine direkte Auswirkung. Denn ein Euro entspricht derzeit 0,9 Franken. Für Schweizer Verlage, die mit ihren Büchern stark auf den Verkauf in Deutschland setzen, ist das langfristig nicht lukrativ, stellen sowohl Christina Müller als auch Daniel Kampa fest, bei dem wir gleich darauf zu Gast sind. Nicht nur sinkt der Erlös durch die Umrechnung in Franken, das Niveau der Herstellungs- und Personalkosten ist in der Schweiz um einiges höher als in den anderen deutschsprachigen Ländern – ein eklatanter Wettbewerbsnachteil am gemeinsamen deutschsprachigen Markt.

Bei Daniel Kampa, nur ein paar Straßen weiter, werden wir erst einmal mit Kaffee auf amtlichem Barista-Standard und Wasser aus dem Brunnen direkt vor dem Verlagshauptquartier versorgt. Die Brunnen werden regelmäßig gereinigt, erzählt der Verleger mit dem beeindruckenden Verlagsportfolio. So einen Job, also Brunnenreiniger, gebe es auch nur hier, lacht er. Und er kommt schnell zum Punkt: Büchermachen in der liberalen Schweiz, das sei nicht immer einfach. Firmen werden kaum gefördert, der wohl wesentlichste Unterschied zu Österreich. Autor/innen hingegen schon – da sind dann schon auch mal

Foto: Buchkultur

Summen von 60.000 CHF für Arbeitsstipendien zu einem neuen Roman möglich. Obwohl der Literaturpatriotismus hier durchschlägt, denn die müssen schon Schweizer/innen sein: »Die Schweizer Autoren haben ein sehr hohes Standing und wenn man sich die Bestenlisten anschaut, da gibt es schon sehr, sehr viele Schweizer Autoren.«

Eine wesentliche Auswirkung des Falls der Buchpreisbindung – sie wurde am 11. März 2012 per Volksabstimmung abgeschafft – ist der Vormarsch der Buchhandelskette Orell Füssli, seit 2013 ein Joint Venture mit Thalia. Mittlerweile hat die Gruppe über 50 Standorte in der Deutschschweiz und trotz mit einem Mix aus Bestlagen und überraschender Hochpreispolitik der Krise im stationären Buchhandel. Daniel Kampa und später der Verleger von Kein & Aber, Peter Haag, nehmen über die letzten vierzehn Jahre hinweg keine großen Nachteile dadurch wahr. »Gemessen am Preis von Nahrungsmitteln in der Schweiz ist ein Buch sogar eher günstig«, meint Kampa. »Tendenziell spielt der Preis des Buches keine große Rolle. Ich denke eher, das ist europaweit in allen Märkten so, dass die Leute weniger lesen, weniger Bücher kaufen.« Kampa selbst ist Vielleser und ausgewiesener Krimifan, was dem Programm deutlich anzumerken ist. Seine Verlagsgruppe unter dem Schirm des Vertriebsnetzwerks LIBERTÉ wuchs in den vergangenen Jahren stetig, der österreichische Verlag Jung und Jung wurde Teil davon, zuletzt der Kanon Verlag aus Berlin. Der auf gehobene Ratgeber

spezialisierte AT Verlag gehört seit kurzem ebenfalls dazu. Wie geht es für ihn weiter? Hat er seine angestrebte Größe erreicht? »Wir haben ja überhaupt keine Wachstumsstrategie. Ich will gar nicht per se groß sein, aber ich möchte eine gewisse Größe haben, damit ich gut arbeiten kann und mir einige Sachen leisten kann.« Übersetzt: Neben den Synergieeffekten braucht Kampa diese Größe, um ausreichend Präsenz im konzentrierter werdenden Buchhandel durchsetzen zu können. Und weiter: »Es ist wahnsinnig schwierig für alle. Und ehrlich gesagt, idealerweise möchte ich weiterhin einfach Bücher machen. Wenn ich nur Krimis machen würde und nur die, die laufen würden, könnte ich das alleine machen und ein wahnsinnig tolles Leben führen. Aber das wäre total langweilig.«

Das Währungsproblem, von dem wir bisher bei beiden Stationen gehört haben, sieht auch Peter Haag von Kein & Aber. Wir werden durch die zwei Etagen geführt, auf denen die meisten der 30 Mitarbeiter/innen arbeiten, manche sitzen in Büros in Deutschland. Das durchgehend verspielte, trotzdem durchkomponierte Design des Hauptquartiers passt zur verlegerischen Ausrichtung, generell setzt Kein & Aber auf auffällige Aufmachung, etwa mit einem überlebensgroßen Buch am Messestand der letzten Frankfurter Buchmesse. »Wir machen jetzt 90 Prozent unseres Umsatzes in Euro.« Am Anfang, 2002, sei der Euro noch bei 1,65 gelegen. Jetzt bei 0,91. Dass der Umsatz vor allem in Euro ►



Lucy Laucht
Dolce far niente
272 Seiten, geb., Leinen
978-3-03876-370-3, € 34,70



Oskar Hejlek
WIEN - Wie es keiner kennt
256 Seiten, geb., Fadenheftung
978-3-03876-358-1, € 25,70



Siobhan Ferguson
London - Wie es keiner kennt
256 Seiten, geb., Fadenheftung
978-3-03876-386-4, € 25,70



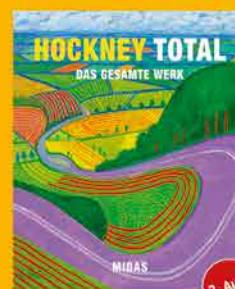
Rachel Verney
Dopamine Style
224 Seiten, geb., Prägecover
978-3-03876-375-8, € 24,70



Nottingham / Phillips
Typisch Typo
176 Seiten, Broschur, Prägung
978-3-03876-372-7, € 28,70



Diego Lopez
Street Art International
328 Seiten, geb., Fadenheftung
978-3-03876-322-2, € 42,00



David Hockney
HOCKNEY TOTAL
496 Seiten, geb., Großformat
978-3-03876-302-4, € 51,00



John Gillard
Fußball-Stadien
336 Seiten, € 42,00
978-3-03876-384-0

erwirtschaftet wird, liegt daran, dass die Ausrichtung von Kein & Aber klar Deutschland ist. »Wir sind kein Schweizer Verlag in dem Sinn. Ich habe nichts gegen die Schweiz, ich finde die Schweiz wunderbar, aber nicht als Definitionskriterium. Ich wollte ein deutschsprachiger Verlag sein, nur eben mit Sitz in der Schweiz.« Das zeigt sich ebenso am Anteil Schweizer Autor/innen, denn das waren vor allem am Anfang nicht viele. »Die Idee der Bücher, die ich machen wollte, fand ich vor allem im englischsprachigen Bereich. Zugänglich, intelligent, aber auch erzählerisch gut.«

Bei der Gelegenheit lässt Haag noch rasch ein Kompliment da: »Die Österreicher sind ja auffällig gute Erzähler.« So wie etwa Dimitré Dinev, der mit seinem bei Kein & Aber verlegten Buch 2025 den Österreichischen Buchpreis gewann.

Peter Haag gründete den Verlag 1997, bekannt und in der Folge groß wurde er mit den legendären Hörbüchern von »Pu der Bär«, gelesen von Harry Rowohlt.

Wien sei in den Augen der Schweizer noch so richtig deutschsprachig, erklärt Haag die Sicht auf Österreich. »Die Schweizer empfinden sich aber dialektal anders. Wir schreiben zwar hochdeutsch, aber eben schriftdeutsch, wie das hier heißt. Ganz schlimm. Für uns spricht ja ein Österreicher eher Hochdeutsch.« Den Unkenrufen von der Buchbranche, der die Leser/innen ausgehen, setzt Peter Haag das Argument »Qualität vor Quantität« entgegen. »Wenn man sich die Buchproduktion ansieht zum Beispiel, dann stellt man fest: Wir hauen raus wie die Weltmeister.« Die Leute würden ja eh lesen wollen, findet Haag. Aber bei der Masse an Büchern fehle es ihnen an Orientierung.

Bevor wir uns auf den großen runden Tisch mit den Unabhängigen vorbereiten, der für den Abend geplant ist, statten wir dem Diogenes Verlag einen Besuch ab. Nicht ohne Ehrfurcht, denn vielen Leser/innen ist vielleicht gar nicht so bewusst, dass dieses 1952 gegründete Zuhause von Größen wie Friedrich Dürrenmatt, Benedict Wells, Patricia Highsmith, Ingrid Noll, Martin Suter oder Patrick Süskind seinen Sitz in der Zürcher Sprecherstraße hat. Und dazu noch mit 70 Mitarbeiter/innen der größte unabhängige Literaturverlag Europas ist, seit 2019 im Alleinbesitz von Verleger Philipp Keel, Sohn des Gründers Daniel Keel. Diogenes ist das beste Beispiel für einen Verlag, der zwar durchaus seine Schweizer Autor/innen hegt und pflegt – so wie er generell für eine traditionell starke Bindung zwischen Autor/innen und Verlag steht –, sich aber deutlich auf den gesamten deutschsprachigen Raum ausrichtet und mit seinen, jedem Zeitgeist trotzen, weißen Umschlägen mit schwarzem Rahmen längst unverwechselbar geworden ist. So ist Diogenes ein verlässlicher Dynamo und auch für andere Verlage Strukturermöglicher über die Grenzen hinaus. Wir werden durch den Verlagssitz geführt und dürfen am Ende noch von der Dachterrasse aus ganz Zürich überblicken.

Der runde Tisch, an dem wir abends die Indies versammeln, ist gar nicht so rund, wie gedacht. Eher länglich. Trotzdem schaffen es die Vertreter/innen der Verlage sowie die zwei Autorinnen Dana Grigorcea und Seraina Kobler, sich zu sechzehn um den Tisch zu zwängen. Obwohl die Akustik in der kleinen vertraumten Bar »sphères«, die zugleich Buchhandlung ist, nicht optimal ist: Wir sind mit Mikrofonen ausgerüstet, die die Stim-



Der Indie-Roundtable. Im Uhrzeigersinn: Herwig Bitsche (NordSüd), Ricco Bilger (bilgerverlag, Buchhandlung sec52), Max Freudenschuß (Buchkultur), Dana Grigorcea (Telegramme), Annette Beger (Kommode), Fabienne Leisibach (Nimbus), Patrick Schneebeli (Scheidegger & Spiess/Park Books), Marie-France Lombardo (Edition Moderne), Larissa Waibel (Limmat), Gregory Zäch (Midas), Matthias Gräzer (Unionsverlag), Iris Becher (Christoph Merian Verlag), Seraina Kobler (Autorin), Elisabeth Erler und Patrizia Grab (Rotpunktverlag)

mung unter den Geladenen einfangen. Viele der Verlage, die heute hier sitzen, sind ohnehin bestens miteinander vernetzt: Über SWIPS, den Zusammenschluss von 32 Schweizer Unabhängigen. Mit dabei etwa Scheidegger & Spiess, bilgerverlag, Kommode, Limmat, Arisverlag, Nimbus, Edition Moderne, Christoph Merian Verlag oder der Rotpunktverlag. Wir spüren: Es gibt familiären Zusammenhalt. Der ist wichtig, um im Angesicht des Büchermachens als kleiner Verlag in der Schweiz die Herausforderungen anzunehmen und nicht zu verzweifeln. Denn so toll und im besten Sinne idiosynkratisch das Programm dieser Verlage grundsätzlich ist: Einige Grundaspekte tauchen in der einstündigen Diskussion immer wieder auf, darunter u. a. die Euro-Franken-Problematik, die bereits die »Großen« angesprochen haben. Und: Hier wie dort ist der Verdross über die schrumpfende Kulturberichterstattung und Aufmerksamkeit für kleine Verlage in den Medien groß. Ein Buch zu bewerben, ist schwierig geworden, selbst eine Platzierung im Feuilleton ist kein Garant für hohe Verkaufszahlen – das kennt man. Besonders deutlich wird das beim neuen Shootingstar Nelio Biedermann, der sein Debüt im Arisverlag von Katrin Sutter publizierte: »Die großen Medien haben allesamt nicht auf das Debüt reagiert oder überhaupt ein Rezensionsexemplar bestellt. Als derselbe junge Autor bei Rowohlt veröffentlichte, haben sich die Medien darum gerissen.«

Ein Sonderfall ist die heimische Förderpolitik, die in der Runde stark kritisiert wird. Die etablierte Autorin Dana Grigorcea, die mit ihrem Mann auch den kleinen Telegramme Verlag betreibt, findet es absurd, dass Verlage nur für Schweizer Autor/innen Zuschüsse bekommen. »Deshalb ist gerade heute erst ein Buchprojekt geplatzt.« Fabienne Leisibach von Nimbus stimmt zu: »Das geht in die falsche Richtung. Qualität sollte das Hauptkriterium sein, nicht Nationalität.« Iris Becher vom Basler Christoph Merian Verlag verortet das Problem in der starken föderalen Struktur der Schweiz, die man sich vereinzelt jedoch

zunutze machen kann: »Wenn man Bücher macht, die zum Beispiel mehrere Beteiligte in verschiedenen Kantonen haben, dann kann man die überall platzieren.« Im Hinblick auf den Vertrieb Schweizer Verlage im deutschsprachigen Raum verärgert Österreich: Denn dort wird das Geschäft aktiv gebremst, beobachtet Annette Beger vom Kommode Verlag. »Der Monopolist Mohr Morawa nimmt einfach keine neuen, kleineren Verlage mehr auf«, ergänzt Matthias Vatter von Vatter & Vatter konkreter. All diese Umstände verhindern langfristig das Wachstum jener kleinen bis mittelgroßen Verlage in der Schweiz, die sich nicht vordergründig nach außen orientieren. Deshalb konzentriert sich der Midas Verlag auf Lizenzen, sagt Verleger Gregory Zäch. Die gehen in Österreich wiederum ganz gut: »Streetart, Hockney, das läuft in Österreich besser als in der Schweiz, also offenbar ist die Freude an grafisch gut gemachten, visuell starken Büchern sehr hoch, und ein Kollege von mir hat gesagt, da ist so wenig Text drin, das mögen die Österreicher.« Die Runde kichert. Und wie ist es um Schweizer Bücher in Schweizer Buchhandlungen bestellt? So wirklich viel Augenmerk kann Patrick Schneebeli von Scheidegger & Spiess/Park Books dort nicht wahrnehmen: »Der große Teil der Bücher, die dort stehen, sind nicht von Schweizer Verlagen. Wir sind sozusagen zu Hause bedrängt von der internationalen Konkurrenz.« Um gegen Ende der Rederunde nicht zu sehr in das »Jammertal Schweiz« zu versinken, würden wir gerne noch etwas vorbehaltlos Positives mitnehmen. Es gebe eine unbeschreibliche Internationalität, nicken alle Versammelten unisono. Ein großer kultureller Reichtum auf engem Raum sowie eine unglaublich weite Szene talentierter Grafiker/innen.

Von der können wir uns tags darauf in der Buchhandlung »Never Stop Reading« überzeugen. Der Buchhändler Urs Schilliger empfängt uns in dem Laden, der früher einmal eine Fleischerie war. Lenin wohnte darüber von 1916 bis 1917, ersann die maßgeblichen Ideen für den Sowjetstaat und beschwerte sich angeblich über den üblen Gestank, der zu ihm heraufzog. Heute sind die beinahe unbezahlbaren Mieten in der Zürcher Innenstadt das größte Problem, nicht nur für diese Buchhandlung.

Foto: Buchkultur



Die Buchhandlung
»Never Stop Reading«
in Zürich ist auf
Kunstaber spezialisiert.

Die Stadt schmückt sich gerne mit schönen Läden wie diesem, Unterstützung fehlt aber an allen Ecken und Enden. Urs zeigt uns geduldig die Blüte der Schweizer Buchkunst. Er ist etwa großer Fan von Schweizer Mundart und blättert vor uns durch »Polifon Pervers« von Béla Rothenbühler aus dem Verlag Der gesunde Menschenversand. Das schaffte es in Übersetzung aus dem Luzernerdeutschen 2025 auf die Hotlist.

Aus der Runde gestern haben wir mitgenommen, dass Schweizer Literatur – dazu in Mundart – gern belächelt, ja oft als »minderwertiges Deutsch« abgestempelt wird. Das können wir Österreicher/innen, wenn auch nicht im gleichen Ausmaß, ein bisschen nachfühlen. Und sind müde und zufrieden, als wir im Flieger heimwärts mit »Servus« an Bord begrüßt werden.

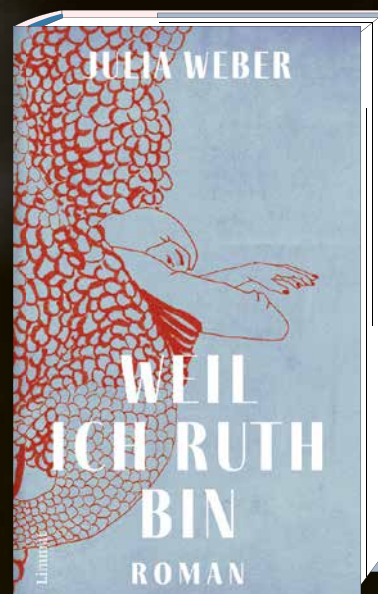
Was wir mitnehmen aus der Schweiz? Schwere Koffer mit vielen Büchern darin! Ideen und Inspirationen, Typen und Persönlichkeiten. Der Blick auf Verlage wandelt sich, sobald man einmal die Räume des Entstehens gesehen hat, Motivationen und Enthusiasmus beim Büchermachen werden greifbar. Wir werden wohl wiederkommen müssen. ■

Danke an Matthias Gräzer vom Unionsverlag für die organisatorische Unterstützung.

«Mit ihrem neuen Roman hat Julia Weber eine der faszinierendsten Heldinnen der Gegenwartsliteratur geschaffen.»

Daniel Graf, Republik

LIMMAT VERLAG



464 S. | gebunden mit Schutzumschlag
€ 28.– (D) / € 28,80 (A) | 978-3-03926-101-7
Auch als E-Book erhältlich

Foto: Ayse Yavuz

Land der Leserlichkeit

Von Jannic Hofmuth

**Die Schweiz und die Grafik -
traditionell eng verknüpft.
Schöne Bücher aus schönen
Verlagen, die herausstechen**

An Nationalsymbolen hat es der Schweiz nie gemangelt. Egal ob Schokolade, Banken oder Käsefondue, dem Alpenstaat ist der Wiedererkennungswert sicher. Auch im Bereich der Literatur kann die Eidgenossenschaft eine ganze Reihe von Namen vorweisen. Doch eine Errungenschaft, die für die Welt der Bücher von viel fundamentalerer Bedeutung ist, wird gerne unterschlagen. Dabei sähe unsere lesbare Welt ohne Typografie-Pioniere wie Adrian Frutiger und Max Miedinger mit seiner Helvetica-Schriftart definitiv anders aus. Nicht nur Romane, sondern ebenso Autobahnschilder und Textnachrichten sind geprägt von der schnörkellosen, auf Leserlichkeit bedachten Schweizer Typografie. Vielleicht liegt es an der geografischen Lage oder daran, dass die Schweiz das einzige europäische Land mit vier Amtssprachen ist – das Bücherland Schweiz ist vielfältig. Die folgenden Bücher sollen einen Blick auf dieses bunte Land ermöglichen, den man so nicht auf Postkarten sieht.



Fanny Vaucher,
Éric Burnand
**Emmas Zeit. Eine
Schweizer Familien-
geschichte im
20. Jahrhundert**
Edition Moderne,
208 S.

DAS WELTGESCHEHEN MACHT KEINEN HALT

Die Schweiz gilt als verschlafener Alpenstaat im Herzen Europas. In allen Konflikten neutral, in allen Krisen sicher. Ist dieser Ruf als ewiger Siebenschläfer wirklich gerechtfertigt? In »Emmas Zeit« verfolgen Éric Burnand und Fanny Vaucher die Geschichte der fiktiven Juraschweizerin Emma und ihren von politischen Turbulenzen erschütterten Lebensweg. Emma wächst Anfang des 20. Jahrhunderts in dem Uhrmacherstädtchen Grenchen auf. Ihren ersten Verlobten, die historisch belegte Figur Marius Noirjean, verliert sie durch Schüsse der Schweizer Armee beim Landesstreik im November 1918. Während Emma selbst ihr Bestes gibt, um weiterzuleben und eine Anstellung als Lehrerin antritt, kommt ihr Bruder Franz mit dem rechtsextremen Frontisten Max Leo Keller in Kontakt und lässt sich von seiner Verzweiflung schließlich in die Arme der NSDAP treiben. Ein Jahr nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zerreißt seine Gesinnung das Geschwisterband zwischen Emma und Franz. Sein Sohn



**Mit Emma durch
die Schweizer Geschichte:
»Emmas Zeit«**

Thomas erlebt in Lausanne den Rock'n'Roll der Fünzigerjahre. Emmas Enkelin geht 1975 gegen das Atomkraftwerk Kaiseraugst im Aargau auf die Straße. Präzise recherchiert hangelt sich »Emmas Zeit« an einer hochpolitischen Familiengeschichte entlang und zeigt: Das Weltgeschehen machte nie halt vor den Grenzen der Schweiz.

Mit einer spielerischen Text-Bild-Komposition schafft es der Verlag, diese Geschichte zum Leben zu erwecken. Als ältester unabhängiger Comic-Verlag des deutschsprachigen Raums zählt die Edition Moderne Graphic Novels zu ihrem Herzstück.



Magdalena
Wallhoff,
Lena Breitenborn,
Charlotte
Schoenberger
**Ein Engadiner
Haus in Trans-
formation**
Scheidegger &
Spiess, 320 S.

ZURÜCK INS ENGADINER TAL

Ein einsames Haus in einem einsamen Tal in einem einsamen Kanton – so fing alles an. Die Schweizer Unternehmerin Magdalena Wallhoff kam nach einem Leben in der weiten Welt ins Engadin im Kanton Graubünden. Dort stieß sie auf ein Haus, das schon seit Jahren unbewohnt war. Aus innerer Überzeugung heraus entschloss sie sich, aus Seattle in die Ostschweiz zu ziehen und das Haus zu renovieren. Gemeinsam mit den Architektinnen Lena Breitenborn und Charlotte Schoenberger machte sie es sich zum Ziel, dem fünfhundert Jahre alten Gebäude wieder Leben einzuhauchen.

Die Reise vom kargen Gemäuer bis zum wohligen Zuhause haben die Renovatorinnen in vielen Bildern und Textzeilen festgehalten. Auf gut dreihundert Seiten gehen sie nicht nur auf bauliche Details ein und erläutern architektonische Höhen und Tiefen, sondern schildern auch das Zusammenleben und Zusammenwachsen mit den einzigartigen Menschen des Hochtals. So bleibt es nicht bei einem Buch über Türen, Decken und Dachstühle, sondern wird zum Einfallstor in die Seele eines der abgelegensten Orte der Schweiz.

Ebenso präzise wie die Beschreibungen der Renovierung ist das Layout von Scheidegger & Spiess. Der Zürcher Verlag hat eine langjährige Tradition im Bereich der Architektur und publizierte unter anderem die Bücher Peter Zumthors.

Illustration: Fanny Vaucher



Was Fußballstadien über Länder und über den Fußball erzählen, liest man im »Weltatlas der Fußballstadien« nach.



Der Fotoband »Lebensbilder« versammelt künstlerische Momentaufnahmen aus der Palliativstation.

ÜBER SPRÜNGLI HINAUS

Auf kaum etwas ist die Schweiz mit Recht so stolz wie auf ihre berühmte Schokolade. Mehr als zweihundert Seiten hat Dominik Flammer dem wohl schmackhaftesten Nationalsymbol der Welt gewidmet. Dabei handelt es sich allerdings nicht um eine Lobeshymne, sondern vielmehr um einen detaillierten Blick in die Geschichte der Pioniere und der Entwicklung weit über Sprüngli und Lindt hinaus. Geschmückt mit zahlreichen historischen Werbebildern, zeigt das Buch den langen, abwechslungsreichen Weg von den ersten Tessiner Cioccolatieri bis zu den heutigen Großunternehmen. Flammer spart dabei unangenehme Wahrheiten nicht aus. Denn mindestens genauso viel Anteil wie die Milchkühe der Schweizer Alpen haben der Kolonialismus und die westafrikanischen Kakaobauern am Erfolg des braunen Goldes. Rassistische Werbebilder betrachtet Flammer aus der gleichen distanzierten Perspektive wie die Übernahme der Aargauer Frey AG durch die Supermarktkette Migros. Ist seine Sprache auch unsentimental, merkt man Flammer allein anhand der Recherchetiefe seines Buches die Schokoladenliebe an. Das Ergebnis ist eine umfangreiche Biografie der süßen Droge »Schwyzer Schoggi«. Der AT Verlag, der ursprünglich zum Aargauer Tagblatt gehörte und heute Teil der Kampa-Verlagsgruppe ist, legt besonderen Wert auf individuelle Gestaltung – und Schweizer Kultur.



Dominik Flammer
Schweizer Schokolade. Alpen, Milch und Pioniere
AT Verlag, 248 S.

unterschiedlich Menschen in den verschiedenen Winkeln unserer Erde ihren Sport leben. Für die Čierny-Hron-Eisenbahnlinie, die in der Slowakei direkt am Spielfeldrand entlangführt, findet dieser Band genauso viel Platz wie für die glamourösen Erfolge, die der AC Mailand im San Siro feiern durfte. John Gillard zeigt mit diesem Werk vor allem eines, nämlich, dass der Fußball keine Grenzen kennt. Ideal für alle Fans, die einen Blick über den Tellerrand werfen wollen. Der Midas Verlag ist bekannt für sorgfältig kuratierte Fotografie- und Kunstbände und veröffentlicht unter anderem Künstler/innen wie Joel Meyerowitz, David Hockney, Iris Apfel oder Banksy.

LEBENSENDEN

»Wenn ihr Gefühl, Ihre Stimmung momentan ein Bild wäre, was wäre darauf zu sehen?« Mit dieser Frage trat Tina Ruisinger den Patient/innen der Palliativstation im Spital Zollikerberg gegenüber. Die Fotografin gab Menschen, die mit einer tödlichen Krankheit und ihrem absehbaren Lebensende konfrontiert waren, die Chance, selbst oder mit Hilfe anderer einen besonderen Moment mit der Kamera einzufangen. Dabei entstanden ist ein Band mit zahllosen einfühlsam anerzählten Schicksalen. Ruisinger ergänzte viele der Bilder mit Zitaten der Patient/innen aus Gesprächen, die in wenigen Zeilen überraschend viel über verschiedenste Charaktere, Wünsche und Sorgen aussagen. Manchmal liefert ein Bild die Pointe zu einem Text, manchmal besänftigt der Text ein an sich bedrückendes Bild. Manche der Menschen sind 99 Jahre alt und voller Lebensfreude, manche Mitte 50 und zum Sterben bereit. Viele erinnern sich gerne an die Familie oder an die Haustiere. Anderen gibt der Glaube und die Religion Kraft. Oft sind es Urlaubsorte, die den Menschen als Lichtblick dienen.



Tina Ruisinger
Lebensbilder. Fotografie in der Palliative Care
Christoph Merian, 168 S.

Ruisinger gibt aber auch denen Platz, die leer, müde oder einfach nur verzweifelt sind. Sie liefert Lebensbilder, die auf melancholische Weise Verständnis für den Tod und die Wege zu ihm schaffen und gleichzeitig trösten. ■

Eingekreist »Bücherland Schweiz« entstand mit Unterstützung der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia.

MIT DEM FUSSBALL UM DIE WELT

Auf den ersten Blick besteht dieses Buch aus einer Reihe von Fußballstadien. Doch John Gillard geht es um mehr. Er möchte dem Fußball und seinen Fans eine Brücke in die Welt bauen. Das gelingt ihm in tausend Bildern aus sechs Kontinenten. Von New Mexico bis Nigeria, von Syrien bis São Paulo und von Irland bis Isfahan. Gillard erzählt nicht die Geschichten von Bauwerken, sondern die von Siegen und Niederlagen, Höhen und Tiefen und vor allem Menschen, deren Leben vom Sport verändert wurde. Die spektakulären Bilder von grünen Rasen in der Wüste des Iraks oder Kindern, die in den brasilianischen Favelas zwischen Hausdächern Steilpässe spielen, zeigen, wie



John Gillard
Der Weltatlas der Fußballstadien. 1000 legendäre Orte und ihre Geschichte
Midas, 336 S.

Geht Gras fühlen!

Von Anne Aschenbrenner

Sollte Social Media für Kinder verboten werden? Die Debatte wird zunehmend emotional geführt – doch neue Sachbücher zeichnen ein komplexeres Bild. Nicht allein Technologie steht zur Diskussion, sondern die Bedingungen menschlicher Entwicklung selbst.

Jahrzehntelang haben wir zugesehen, wie Tech-Milliardäre das Internet durch manipulative, bewusst suchtfördernde Algorithmen zur Aufmerksamkeitsmaschine deformiert haben. Ein Social-Media-Verbot für Kinder scheint vor diesem Hintergrund ein hilfloser Versuch einer gesetzlichen Regelung, der potenziell Grundrechte einschränkt und datenschutzrechtlich bedenklich ist.

Während Familie, Schule und Freundeskreis lange als zentrale Instanzen bei der Entwicklung von Minderjährigen galten, wirken digitale Plattformen heute auf Selbstbilder und Zugehörigkeitsgefühle ein, die frühere Sozialisationsräume kaum erreichen konnten. Nina Kolleck beschreibt, wie sich dieser Prozess, in dem junge Menschen lernen, wer sie sind, zunehmend in Umgebungen verlagert hat, in denen Feeds und algorithmisch gesteuerte Rückmeldungen soziale Orientierung bieten. In der »digitalen Sozialisation« entsteht Identität durch die permanente Möglichkeit öffentlicher Bewertung. Diese »digitale Nähe« sei aber oft nur simuliert. So wächst eine Generation heran, die ständig vernetzt und doch oft einsam ist. Kolleck beschreibt diese Beziehungsstörungen als »Mikrobrüche«: Beiläufige Unterbrechungen emotionaler Präsenz, die geschehen, wenn digitale Reize reale Begegnungen fragmentieren.

Gemessen und analysiert hat diese Symptome Jean Twenge. Sie bündelt zahlreiche empirische Befunde. Historisch auffällig sei das Jahr 2012: Parallel zur massenhaften Verbreitung von Smartphones stiegen weltweit Depressionsraten unter Jugendlichen deutlich. Gleichzeitig verbrachten Teenager weniger Zeit mit Freund/innen im direkten Kontakt und schliefen zunehmend weniger. Dass es sich nicht nur um Korrelationen handelt, versucht Twenge durch experimentelle Studien zu untermauern: In Untersuchungen fühlten sich Kinder und Jugendliche bereits nach wenigen Wochen reduzierter Displayzeit weniger depressiv und wütend als Vergleichsgruppen mit unveränderter Nutzung. Wie drastisch sich diese Entwicklungen zuspitzen können, zeigen Fallgeschichten, die Twenge den Statistiken gegenüberstellt: Der Fall der elfjährigen Selena Rodriguez, die während intensiver Social-Media-Nutzung wiederholt von Männern sexuell belästigt wurde und sich schließlich das Leben nahm, steht exemplarisch für jene Extremfälle, die Twenge als »Spitze des Eisbergs« beschreibt. Sie macht deutlich, wie selbstverständlich Erwachsene Kindern Smartphones überlassen und sie damit Situationen aussetzen, die wir in der analogen Welt nicht akzeptieren würden.

Dort, wo die soziologische Analyse an ihre Grenzen stößt, setzt Ulrike Bartholomäus an. Sie lässt Betroffene zu Wort kommen, die vom Ringen mit Magersucht, Gaming-Abhängigkeit oder depressiven Phasen berichten. Während statistische Befunde oft abstrakt bleiben, macht Bartholomäus den enormen Leidensdruck innerhalb betroffener Familien fassbar und dokumentiert Wege aus der Krise. Dabei unterstreicht sie die existenzielle Kraft stabiler Bezugspersonen, die durch urteilsfreies Zuhören den Rückhalt bieten, der für eine psychische Heilung und den Aufbau von Resilienz notwendig ist. Dieser Perspektivwechsel zeigt eindringlich, dass hinter vielen Social-Media-Profilen ein/e verletzliche User/in steht, der/die nach echter Resonanz und Beachtung sucht.

Aber warum reagieren Menschen überhaupt so stark auf diese digitalen Umgebungen? Anders Hansen und Mats Wänblad erklären die biologische Dimension dieses Befundes. Ihr Sachbuch für Jugendliche betrachtet Angststörungen und Depressionen psychologisch wie evolutionär und bietet nicht nur Erwachsenen eine pragmatisch-interessante Perspektive, sondern vor allem eine gute Grundlage, um Heranwachsende selbst in die Debatte einzubeziehen. Die Autoren formulieren deutlich: Das Gehirn ist nicht für unser Glück, sondern fürs Überleben optimiert. Während Angst und Sorgen als Schutzmechanismen fungieren, müssen positive Gefühle flüchtig sein. Nur so können sie uns dazu motivieren, immer wieder neue Ziele zu verfolgen. Zudem sei das Gehirn darauf programmiert, ständig unseren Platz in der Hierarchie der Gruppe zu prüfen: Ein sozialer Ausschluss aus der »Herde« bedeutete historisch den sicheren Tod. Diese biologische Ausstattung führe heute zu einem evolutionären Missverhältnis. Das Gehirn antworte auf moderne Reize, wie etwa soziale Vergleiche in Netzwerken, mit denselben Stressreaktionen wie auf ein herannahendes Raubtier; jedes Nicht-Like wird zur potenziellen Lebensbedrohung.

Während Hansen und Wänblad erklären, warum unser Gehirn auf digitale Reize biologisch so empfindlich reagiert, fragt Damir del Monte danach, was dieses Gehirn überhaupt zu einem menschlichen macht. Indem er neurobiologische Fakten mit philosophischen Sinnfragen und kulturellen Erzählungen verbindet, erklärt er das menschliche Gehirn als Resonanzkörper, der untrennbar mit seiner Umwelt verwoben ist. Ein zentrales Anliegen ist dabei die Abgrenzung zur Künstlichen Intelligenz: Während KI durch Rechenkraft besticht, fehlen

Foto: Public Domain Pictures via Pixabay

ihr Leiblichkeit, Scham, Bewusstsein und die Fähigkeit zu echtem, biografisch gewachsenem Verstehen. Del Monte entwirft ein beinahe poetisches Verständnis: Für ihn ist das Gehirn ein Organ der Sehnsucht und der Sinnfragen. Er betont das »phänomenale Subjektsein«, das den Menschen von der KI unterscheidet, und rückt Bedeutungszuweisung sowie die Fähigkeiten, Kunst zu erschaffen und mitzufühlen, in den Mittelpunkt.

Wenn unser Gehirn sozial und leiblich organisiert ist, was passiert aber dann, wenn Beziehungen zunehmend digital vermittelt werden? Neurowissenschaftler Joachim Bauer ist beunruhigt. Er beobachtet mit Sorge, dass im Mindset des Silicon Valley der gesunde, natürliche Mensch »nicht mehr gut genug« ist, und kritisiert das transhumanistische Ziel, den lebendigen, verletzlichen Körper durch unsterbliche Datensysteme zu ersetzen. Der Mensch gibt digitalen Produkten den Vorrang, während das leibliche Selbst verkümmert. Als Beispiel dafür nennt er das »Phubbing«, die Abwendung vom Gesprächspartner hin zum Smartphone während einer laufenden Unterhaltung. Dadurch werde dem Gegenüber signalisiert, dass etwas anderes wichtiger sei, was als Geringschätzung erlebt wird. Kinder sind davon besonders betroffen, sie haben dem Verhalten der Erwachsenen kaum etwas entgegenzusetzen. Gleichzeitig gehe durch Phubbing wertvolles soziales Training verloren, da Blickkontakte, Mimik und direkte Resonanz, also zentrale Elemente zwischenmenschlicher Kommunikation, nicht mehr stattfinden.

Aus all dem ergibt sich – neben der politischen Verantwortung, digitale Produkte endlich wirksam zu regulieren – eine klare Forderung nach »digitaler Vernunft«: ein bewusster Umgang mit digitalen Medien anhand von klaren Regeln, insbesondere im Beisein von Kindern. Zentral sind dabei die Verbannung von elektronischen Geräten aus dem Bett und vom Esstisch, Bewegung, Schlaf und soziale Gemeinschaft als biologische »Gegengifte« gegen moderne psychische Belastungen. Oder, wie Jean Twenge die Gen Z zitiert: »Geht Gras fühlen!« Nicht nur die Technologie allein steht also zur Debatte, sondern die Bedingungen, unter denen Menschen zusammenleben. Die eigentliche Herausforderung liegt weniger darin, Kinder aus digitalen Räumen fernzuhalten, als darin, dass wir selbst wieder lernen, präsent zu sein. ■

Nina Kolleck
Der Kampf in den Köpfen. Wie TikTok, Instagram & Co unsere Kinder manipulieren
Rowohlt Berlin, 256 S.



Anders Hansen, Mats Wänblad
Brainpower. Warum du fühlst, was du fühlst
rotfuchs, 128 S.
Ab 13

Jean Twenge
10 Regeln zum Schutz unserer Kinder in einer digitalen Welt. Wie wir verhindern, sie an Handys, Social Media und Gaming zu verlieren
Piper, 256 S.



Damir del Monte
Ein Date mit deinem Gehirn. Wer die Hirnwelten versteht, braucht KI nicht zu fürchten
Kneipp, 248 S.

Ulrike Bartholomäus
Zwischen TikTok und Therapie. Wie Jugendliche und junge Erwachsene psychische Krisen überwinden
Berlin Verlag, 304 S.



Joachim Bauer
Menschlichkeit in digitalen Zeiten. Warum wir ohne lebendige Wirklichkeit nicht leben können
Heyne, 320 S.
ET: 16,4.

»Lesen macht das Leben eine Nummer größer.«

Der neue Bestseller von Meike Winnemuth



Hardcover · 208 Seiten · € 22,- (D)
Hörbuch Download · € 14,95
Auch als eBook erhältlich



PENGUIN VERLAG

Wer hat es wann warum gesagt?

Diese Frage wird in diesem Buch hundertmal geistreich wie kompakt beantwortet.

Von Lukas Meschik

Alles fließt. Wissen ist Macht. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Ich habe fertig. Wir alle kennen diese Redewendungen und Aussprüche, benutzen sie wahrscheinlich regelmäßig, wissen allerdings oft nicht genau, woher sie eigentlich stammen – und ob wir es womöglich mit einer Abwandlung oder fragwürdigen Übersetzung zu tun haben. Der Historiker und Publizist Christoph Marx verschafft uns einen Überblick über 100 solcher Zitate und trägt dabei viel zu unserer Allgemeinbildung bei. Die versprochenen »überraschenden Geschichten« dahinter sind meistens aber gar nicht sonderlich überraschend, häufig hat sich die Urheber-schaft mehr oder weniger korrekt im kollektiven Bewusstsein festgeschrieben – erhellend sind sie allemal. Was Marx leistet, ist eine Präzisierung und vor allem eine kulturgeschichtliche Einordnung. Sein Stil ist elegant und nie unterfordernd, sondern bildungs-bürgerlich im besten Sinne.

Zu keiner Zeit verlässt sich Marx rein auf unterhaltsame Anekdoten, obwohl das bei der illustren Runde von Diogenes bis Schwarzenegger durchaus verführerisch gewesen wäre. Es gelingt ihm hervorragend, die einzelnen Zitate als Stichwortgeber/innen ihrer jeweiligen Epoche abzubilden. Streng chronologisch geordnet, reißen wir aus Antike und Mittelalter zu Humanismus, Aufklärung und Klassik, erleben den Aufbruch in die Moderne, gelangen über das »Zeitalter der Ideologien« bis in unsere »Schöne neue Medienwelt«. Eine sehr lehrreiche Geschichte der Menschheit in 100 berühmten Zitaten. ■

Christoph Marx
100 berühmte Zitate und ihre
überraschenden Geschichten.
Von Platon bis Lorient
Ill.: Hanna Zeckau
Duden, 224 S.



Hymnes à l'amour

Christoph Sator unternimmt eine abwechslungsreiche Reise in die Welt der französischen Chansons.

Von Karoline Pilcz

Die Franzosen haben immer schon ihre eigene Musik gemacht, außergewöhnlich und anders als die Deutschen, Österreicher und Italiener. Und doch kennt man auch hierzulande die Hits einer Edith Piaf oder eines Jean Jacques Goldman, einige französische Chansons wurden zu bekannten und beliebten Jazz-Standards, andere wiederum erhielten ebenso bei uns Kultstatus. Und dann gibt es etliche, die hierzulande eher fremd sind. Christoph Sator, Kenner Frankreichs, begibt sich in seinem neuesten Buch in die Welt der Chansons und durchstreift dabei fast ein ganzes Jahrhundert. Zwischen 1930 mit Lucienne Boyers Welterfolg »Parlez-moi d'amour« und Zaho de Sagazans »La symphonie des éclairs« aus dem Jahr 2023 gibt es viel Neues zu entdecken und Bekanntes wieder-zuhören. Hier begegnet man Romy Schneider genauso wie Charles Trenet, Zaz oder Francis Cabrel, berühmte Namen wechseln mit weniger bekannten, die Vielfalt an Melodien, Stilen, Texten und Interpret/innen ist groß. Sators Auswahl ist eigenwillig, persönlich und gleichzeitig spannend. Zu jedem der bunt aneinandergereihten Chansontitel erzählt er Geschichten, Hintergründe, Anekdoten, Fakten, knapp, eloquent und pointiert. Als Ganzes bietet die Mischung einen repräsentativen Querschnitt der Geschichte des Chansons in Frankreich und erzählt darüber hinaus von Land, Leuten und liebevollen Eigenheiten. Ein Buch zum Staunen und Schmökern, das anregt, alte CDs und Schallplatten wieder hervorzuholen und bei einem Glas Wein den Duft der Grande Nation zu atmen! ■

Christoph Sator
La vie en rose. Frankreich
in 100 Chansons
Kiepenheuer & Witsch, 368 S.



Irrtümer und Missgeschicke

Die Geschichte Österreichs – erzählt als Aneinanderreihung von Fehlleistungen

Von Lukas Meschik

Die Geschichte, so heißt es, wird von den Siegern geschrieben. Roland Gratzler dreht den Spieß um und nimmt die Verlierer in den Blick – die sich bei genauerer Betrachtung oft als gar nicht so ungeschickt erweisen. Das passt hervorragend zu einem Land, das es seit jeher versteht, seinen Minderwertigkeitskomplex mit Größenwahn zu kaschieren. In der ORF-Radioserie »4000 Jahre Niederlagen« erzählt Gratzler launige Tollpatschigkeiten aus der österreichischen Geschichte. Was in den zweiminütigen Hörstücken jeweils nur angerissen wird, kann in Buchform ausführlich beleuchtet werden.

So erfahren wir etwa, wie knapp man die berühmte Eismumie Ötzi zum Italiener erklärte – sie wurde 92 Meter jenseits der Grenze entdeckt. Wir lesen die Legende vom »heiligen Koloman«, einem angeblich aus Irland stammenden Mönch auf der Durchreise, der im Weinviertel an einem Holunderstrauch gehängt wurde und nicht verwesen wollte. Das schlechte Gewissen sitzt heute noch tief. Auch das Schelmenstück um den Raub der Saliera aus dem Kunsthistorischen Museum wird nicht ausgespart. Päpste und Gegenpäpste treten ebenso auf wie inzestaffine Habsburger oder der Tiroler Bauernrebell Michael Gaismair. Promis wie Alma Mahler, Hedy Lamarr oder Honzo, der rauchende Schimpanse, dürfen ebenfalls nicht fehlen. Manchmal formuliert Gratzler allzu flapsig, eine unnötige Anbiederung an junges Publikum, die in der heiteren Anekdotensammlung aber kaum stört. Er serviert uns Geschichte in bekömmlichen Happen und mit großem Unterhaltungswert. ■

Roland Gratzler
4000 Jahre Niederlagen.
Österreichs beste
Geschichten vom Scheitern
ecoWing, 192 S.





SACHBUCHREGAL

Take a Walk on the Wild Side

Während das »Wilde« früher als – negativer – Gegensatz zur Kultur angesehen wurde, verkehrte sich die Bewertung der Wildnis mit der Zeit in ihr Gegenteil.

Der Begriff »Wildnis« lässt sich laut Wikipedia auf das Adjektiv »wildi« zurückführen, das erstmals im 8. Jahrhundert im Althochdeutschen auftaucht – in der bis heute gleich gebliebenen Bedeutung »unbebaut«, »ungezähmt«. Unser heutiger Sprachgebrauch wurde indes geprägt vom französisch-schweizerischen Philosophen Jean-Jacques Rousseau: Dieser kehrte, wie der deutsche Historiker Volker Reinhardt in seiner neuen Rousseau-Biographie darlegt, die ursprünglich negative Bewertung von »wild« in ihr Gegenteil. Der Denker ging dabei vom Menschen aus: Seiner Ansicht nach wurde der Mensch durch Kultur und Zivilisation von seiner eigentlichen Natur entfremdet – das Wilde, Ursprüngliche mutierte in diesem Gedankengang also zu etwas Positivem. Rousseaus stete Suche nach einem unverfälschten Naturzustand wurde zu einer Leitidee der Romantik und noch stärker der Alternativ- und Ökologiebewegung des späten 20. Jahrhunderts.

Echte Wildnis im strengen ökologischen Sinne gibt es heute freilich kaum mehr – fast die ganze Welt ist auf die eine oder andere Weise vom Menschen beeinflusst. Dennoch lassen sich sogar in unserer unmittelbaren Umgebung Räume erleben, die die Natur »jenseits der menschlichen Regeln nach eigenen Gesetzen gestaltet«, meint der österreichische Biologe und Schriftsteller David Bröderbauer – nämlich in Brachen, in denen sich binnen kürzester Zeit wieder »wilde Nischen« bilden. In seinem faszinierenden Buch findet der Autor Wildnis in brachliegenden Äckern wie auf Deponien, zwischen Pflastersteinen, bei Bahnhöfen, in aufgelassenen Industriegebieten und entlang von Grenzen. »Es gibt sie überall. Man muss nur den Blick dafür schärfen«, so Bröderbauer.

Einen Schritt weiter – nämlich wieder mehr in Richtung des Grundgedankens von Rousseau – geht der deutsche Journalismus-Professor Torsten Schäfer, der eine neue Verbindung zwischen Natur und Mensch herstellen will. In Auseinandersetzung mit Gedanken und Praktiken der Sámi – einem indigenen Volk in Lappland – sucht er eine »innere Wildnis«, eine Art »Gegenwelt« zur kulturellen und zivilisatorischen Ordnung, in der der Mensch wieder er selbst werden kann. Schäfers Buch ist eine reizvolle Mischung aus Reisereportagen und tiefsinnigen Betrachtungen. Man mag diese, je nach Standpunkt, als philosophisch oder esoterisch ansehen – in jedem Fall bieten sie viel Material zum Nachdenken über das Eingebundensein des Menschen in die Natur. ■



Volker Reinhardt
Rousseau. Auf der Suche nach der verlorenen Natur
C.H.Beck, 463 S.



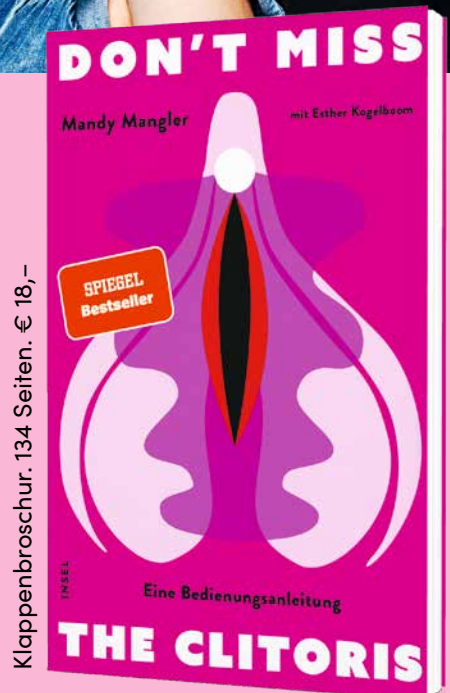
David Bröderbauer
Acker, Baulücke, Deponie. Ein Brachenatlas
Matthes & Seitz
Naturkunden, 220 S.



Torsten Schäfer
Die Wildnis in uns. Von ungezähmter Natur und inneren Landschaften
oekom, 176 S.

»DIESES BUCH IST EIN EINZIGER HÖHEPUNKT!«

MAREN KROYMANN



Klappenbroschur. 134 Seiten. € 18,-

Fundiert und unterhaltsam erklären Mandy Mangler und Esther Kogelboom Anatomie und Möglichkeiten. Für eine klitoriskompetente Gesellschaft und besseren Sex für alle.

Insel

Allein, allein

Von Harald Gschwandtner

Zwischen Epidemie, Empathie und Egotrip: Einzelne Bücher nehmen das solitäre Dasein unterschiedlich in den Blick.

»Hundert Jahre Einsamkeit«, »Der Herz ist ein einsamer Jäger«, »Jeder stirbt für sich allein«: Bereits im Titel vielgelesener Romane spielt Einsamkeit eine zentrale Rolle. Von Unglück und Verhängnis lässt sich, heißt's, prägnanter erzählen als von grenzenlosem Wohlgefallen, von ungestörter Gemeinschaft und Zweisamkeit. Romane wie Fredrik Backmans »Ein Mann namens Ove« handeln von Protagonisten, die sich allmählich von ihrem Einsamsein freimachen, Ziegel für Ziegel jene Mauer abtragen, die sie von ihrem sozialen Umfeld trennt.

Wer heute von Einsamkeit spricht, meint selten romantische Ideen der Weltentsagung (»Waldeinsamkeit«), sondern einen Zustand unfreiwilliger Unverbundenheit. Aktuell ist oft von einer »Epidemie der Einsamkeit« die Rede, von massiven gesundheitlichen Folgen andauernder Isolation. Kein Wunder, dass sich in diesem Frühjahr gleich mehrere Bücher mit dem Phänomen beschäftigen. Zum Beispiel formuliert Maike Luhmann in ihrer Studie »Einsamkeit. Warum sie uns alle betrifft« neben psychologisch fundierten Beobachtungen auch Lösungsansätze. Sie widmet sich der grassierenden Einsamkeit als umfassender Herausforderung unserer Zeit.

Milena Michiko Flašar bekennt in ihrem Essay gleich zu Beginn, dass die Einsamkeit in vielen ihrer Bücher eine »heimliche Hauptrolle« spiele. Als der Literaturverlag Droschl sie für die Reihe »Gedankenspiele« um ein Buch zum Thema »Liebe« bat, schlug sie alternativ eins zur »Einsamkeit« vor, nicht zuletzt, weil die beiden eng miteinander verwoben sind: »Wären wir allein auf der Welt, wir würden keine Einsamkeit kennen.« Wer mit Flašars Romanen vertraut ist, weiß, dass sie eine menschenfreundliche Erzählerin ist. Eine, die ihre Figuren mit feiner Empathie zeichnet. Sie sieht die Menschen in ihrer alltäglichen Not, in dem Bedürfnis, ihrer je individuellen Einsamkeit zu entkommen. Flašars »Gedankenspiele« folgen dem Lauf des Lebens, von der Geburt über erste Erfahrungen der Ausgrenzung im Jugendalter bis zu den letzten Atemzügen. Und sie betont, dass es »die« Einsamkeit nicht gibt, vielmehr unzählige Varianten. Im Roman »Oben Erde, unten Himmel« erstellen Suzu und der »Wörtersammler« Takada eine Liste

von Menschen und Dingen, die einsam sein können. »So vieles gäbe es noch zu sagen«, heißt es am Ende von Flašars schlankem Essay. Und man bekommt Lust, ihre Romane wieder zur Hand zu nehmen.

Einen anderen Ansatz verfolgt Daniel Haas, der seine autobiografische Recherche »Einsamsein« eine »Befreiungsgeschichte« nennt. Man erfährt viel über Phasen der Einsamkeit in einem Leben zwischen Burnout, Drogen, Liebesobsession und Psychiatrie, folgt ihm auf dem Weg zur rettenden Erkenntnis: »Das Zauberwort lautet: Zugehörigkeit.« Diesen Weg mit ihm zu gehen, erfordert jedoch Durchhaltevermögen: Denn so selbstkritisch Haas sein Buch angelegt hat, neigt er doch zur enervierenden Eitelkeit. Vom Herrenausstatter adrett ausgestattet, zieht er durch die Szenebars, nachdem ihm das Millionenerbe seiner Eltern verwehrt geblieben ist. Und wenn ihm alles zu viel wird, fliegt er spontan nach Florenz, um eine Freundin auf ihrem Landgut zu besuchen. Im Spektrum der Einsamkeit ist das eher die Variante »Gustav Aschenbach«; Einsamkeit als gesellschaftliches Phänomen kommt kaum je in den Blick. Erst als Haas am Ende seinen Freunden liebevoll dafür dankt, ihn in Zeiten der emotionalen Obdachlosigkeit nicht im Stich gelassen zu haben, ist man wieder ein Stück weit versöhnt mit Buch und Autor. ■



Maike Luhmann
Einsamkeit.
Warum sie uns
alle betrifft
S. Fischer, 336 S.



Milena Michiko
Flaşar
**Gedankenspiele
über die Einsamkeit**
Droschl, 48 S.



Daniel Haas
Einsamsein.
Eine Befreiungs-
geschichte
Goldmann, 224 S.

Pikantes unter dem Mantel

Lüstern, listig wie gelehrt:
Markus Bernauer über eroti-
sche Literatur im Deutschland
des 18. Jahrhunderts

Von Alexander Kluy

Kann Pornografie philosophisch sein? Antwort: Ja. Das war sie nämlich im 18. Jahrhundert, der Zeit der Aufklärung. Damals ging die Befreiung des Denkens mit der literarischen Befreiung der Sexualität einher. Diese pikanten Werke, die oft Grenzen überschritten, wurden als »Libertinage« bezeichnet, ihre Autoren als »Libertins«, als tierisch lüsterne, amoralische Pornographen. Oft genug erschienen diese Erzählungen und Romane »sous le manteau« (»unter dem Mantel«) – unter Pseudonym und mit einer fiktiven Stadt als Verlagsort.

2023 edierte der Schweizer Germanist Markus Bernauer, Professor an der TU Berlin und seit 2010 Leiter der digitalen Jean-Paul-Edition, die Textsammlung »Freiheit – Gleichheit – Sinnlichkeit« über die Literatur des Libertinismus in Deutschland. Parallel dazu entstand dieser Band. Bernauer beschränkt sich analytisch auf Deutschland und die deutsche Literatur, die ergiebigere (und lesenswertere) französische Belletristik lässt er außen vor, traktiert anfangs das definitorisch arglistige Feld der Pornografie, dann das Genre der so genannten Kurtisanengespräche, geht erhellend auf Urbanität ein und auf libertine Räume und, bevor er final klug Christoph Martin Wieland, Wilhelm Heinse und Goethe würdigt, die libertine Tafelrunde Friedrichs des Großen in Potsdam.

Wie gelehrt und wie sehr sich dieser recht elegant geschriebene Band als Referenz-, Nachschlage- und Verweis-Band eignet, zeigt der Anhang aus Anmerkungen, Literaturverzeichnis und Register, der 222 Seiten umfasst. ■

Markus Bernauer
**Pornografie und
Gotteslästerung.**
Libertinismus in Deutschland
Matthes & Seitz, 800 S.



Dekonstruktion der Marktwirtschaft

Umfangreiche wie instruktive
Geschichte der Kapitalismus-
kritik seit Adam Smith

Von Alexander Kluy

Zu sagen, dieses imposante und imposant nach oben wie unten, zu den Superreichen wie zum wirtschaftlichen Unterbau, ausgreifende Buch John Cassidys käme zur rechten Zeit, wäre fast eine Untertreibung. John Cassidy arbeitet seit Langem für das US-amerikanische Magazin THE NEW YORKER und verantwortet dort das ökonomische Terrain. Man liest eine analytische Promenade durch die Meinungswelten von Kritikerinnen – obwohl der Verlag auf das Cover Rosa Luxemburg hob, entbehrt der Titel der weiblichen Form – und Kritikern der kapitalistischen Wirtschaftsdeide. Jeder und jedem ist ein chronologisch fortschreitendes Kapitel gewidmet, von Adam Smith aufsteigend über Thomas Carlyle, aus sozialistischer Warte Marx und Engels und eben Rosa Luxemburg, zu im 20. Jahrhundert Thorstein Veblen und Vertretern des Staatsinterventionismus à la John Maynard Keynes bis in die Gegenwart, zu einer Ökonomin aus Peru, einem indischen Wirtschaftswissenschaftler und dem Pariser Neo-Marxisten und Bestsellerautor Thomas Piketty. Cassidys Stil gemahnt an die alte, heute aus dem Gebrauch gefallene Binsenweisheit, dass man, wenn man etwas intellektuell intensiv durchdrungen hat, es auch verständlich und eingängig und mit vielen Aha- und Erkenntnisblitz-Momenten erklären, deuten und vermitteln kann. Die aktuellen globalen Wirtschaftsverwerfungen und die grassierende emotional eher dumpfe Unzufriedenheit mit dem Wirtschaftswunder der letzten 300 Jahre namens Kapitalismus sind mit dieser Monografie stupend zu verstehen. ■

John Cassidy
**Der Kapitalismus und seine
Kritiker. Eine Geschichte von
der Industriellen Revolution
bis zur Künstlichen Intelligenz**
Propyläen, 816 S.



Kurios und vergnüglich – österreichische Geschichte aus der Perspektive der Verlierer

Von vergeblichen
Versuchen, eine Kolonial-
macht zu werden, bis
zum Diebstahl eines
wertvollen Salzfässchens:

In diesem amüsanten
Buch wird Österreichs
Geschichte neu erzählt
– aus der Perspektive
der Verlierer.



192 Seiten
ISBN: 978-3-7110-0382-9



Jetzt im Handel
erhältlich!

Poetische Reportagen

Egon Erwin Kisch (1885–1948) hat vor 100 Jahren mit »Der rasende Reporter« einen Begriff geprägt, der nach wie vor mit ihm verbunden wird. Bei neuerlicher genauer und auch kritischer Betrachtung seines Schreibens bleibt man begeistert.

Von Konrad Holzer

Schwerpunkte zweier Neuerscheinungen sind Prag und Spanien. Sabine Rückert hat unter dem Titel »Prager Verbrechen« eine Sammlung von Kriminalreportagen herausgegeben und Georg Pichler und Joachim Gatterer haben in »Egon Erwin Kisch. Der rasende Reporter im Spanischen Bürgerkrieg« alle heute noch auffindbaren journalistischen Arbeiten Kischs rund um den Spanischen Bürgerkrieg versammelt. Im Vorwort zu »Prager Verbrechen« bringt einem Sabine Rückert, selbst Preisträgerin des seit 1977 alljährlich verliehenen Egon-Erwin-Kisch-Preises, den Mann und sein Schreiben näher. Er, der forderte, unbefangen und objektiv aufzuzeichnen, hielt sich selbst nie daran, von sich berauscht sei er, aus seinen Reportagen platze das Ego förmlich heraus. Mit den Tatsachen und Daten habe er es nicht so genau genommen. Rückert zitiert den Berliner Literaturwissenschaftler Erhard Schütz: »Es ist poetische Wahrheit in der prosaischen

Form von Reportage.« Kein Journalist könne heutzutage noch so locker mit den Fakten umgehen, meint sie, hebt aber auch Einfühlungsvermögen und Mitgefühl in seinen Texten hervor. Was mich fasziniert, sind sein Stil, sein Allgemeinwissen und seine Bildung, die



Egon Erwin Kisch
Prager Verbrechen
Die Andere
Bibliothek, 336 S.

er immer wieder, wenn auch ironisch versteckt, anklingen lässt. »Prager Verbrechen« ist ein Lesebuch, auf einen »Kisch-Steckbrief« – eine knappe Einführung zu Zeit und Person – folgen 19 Texte, die er schon früher für Zeitschriften geschrieben und später für das Buch überarbeitet hat. Jeder dieser Texte wird wieder durch einen informierenden »Steckbrief« und eine Illustration von Jörg Hülsmann eingeleitet. Ein erster Höhepunkt ist da gleich der Text »Ein Henker geht in Rente«. Es geht da um Leopold Wohlschläger, den Henker von Prag, den Kisch während seines letzten Aufenthalts in Prag aufsuchte, »während Enkelkinder zu seinen Füßen spielen«. Kisch weiß, was seine

Leser von ihm wollen, und er bringt es: die Beiliebe der schönen Mörderin, die minutenlangen Qualen dieser Frau, als Wohlschlägers Wiener Debüt als Henker misslingt, Doppelhinrichtungen und Henkersmahlzeiten. Die bekannteste seiner Reportagen wird wohl die über den »Fall des Generalstabschefs Redl« sein, die mit Klaus Maria Brandauer verfilmt wurde. Die Überleitung von Prag zu Kisch im Spanischen Bürgerkrieg liefert gleich einmal der erste Text im Spanienbuch: »Am 1. Mai vor den Uhren«, wo »Der rasende Reporter« diesmal wunderbar ruhig von einem Prager Uhrmacher schreibt, in dessen Schaufenster eine Uhr mit der Zeit von Madrid tickt. »Vielleicht könnte man, wenn man am 1. Mai das Ohr ans große Uhrglas legt, das Klicken hören, das wie der Marschtakt der

Arbeiterbataillone klingt.« Den Reiz dieses Buchs macht wieder das ganz Persönliche aus, Kischs Briefe nach Hause und die Texte von Zeitgenoss/innen über ihn. Da schreibt z. B. ein katalanischer Schriftsteller über Kisch, dass er kein Journalist sei, aber vor allem Reportagen schreibe, »mit seinem lebendigen scharf ironischen Stil, ohne sich von Spitzfindigkeiten oder Oberflächlichem beirren zu lassen.« Als einen Höhepunkt seines Schreibens preisen die Herausgeber »Die drei Kühe« an, wo von einem Tiroler Bauern erzählt wird,

der seine Kühe verkauft hat, um in Spanien gegen die Faschisten kämpfen zu können. Dieser Bauer namens Max Bair ist auch auf den Schwarzweißfotos aus der Zeit, mit denen der Band illustriert ist, zusammen mit Kisch zu sehen. ■



Georg Pichler,
Joachim Gatterer
(Hg.)
Egon Erwin Kisch.
Der rasende Reporter im Spanischen Bürgerkrieg
Edition Atelier,
308 S.



Michael Ziegelwagner

Als der Teufel gegen den Bischof Krenn zum zweiten Mal beim Schnapsen verlor
Neue St. Pöltner Sagen

Mit Illustrationen von Cansu Yakin
144 S., Hardcover,
14 x 20 cm, € 22,–
ISBN 978-3-902717-87-0



Georg Bydlinski

Triestiner Mosaik
Lyrik

Mit Zeichnungen von
Linda Wolfsgruber
80 S., Schweizer Broschur,
14 x 22 cm, € 20,–
ISBN 978-3-902717-86-3

Direkt bestellen unter
literaturedition-noe.at



Der Mann mit dem Horn

Von Alexander Kluy

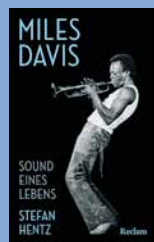
Von Bebop und Charlie Parker zum Cool Jazz zu »Kind of Blue« zu Polyrythmik: Zum 100. Geburtstag von Miles Davis erscheinen eine neue Biografie und ein Bildband.

Bei Miles Davis scheiden sich die Musikgeister. Der am 26. Mai 1926 im US-Bundesstaat Illinois geborene Jazz-Trompeter löst noch heute, 34 Jahre nach seinem Tod, Debatten aus. Das zeigt: Davis, der mindestens fünf stilistische Fundamentaländerungen vollzog, regt noch immer an – und auf. Inzwischen wird recht vehement an seinem jazzhistorischen Rang gerüttelt. James Lincoln Collier etwa, ein einflussreicher Jazz-Kritiker, ordnete ihn vor mehr als zehn Jahren als »Popularisator« ein, nicht als Innovator.

Nun legt der Hamburger Musikjournalist Stefan Hentz eine neue Lebensbeschreibung vor. Die orthodoxe Dramaturgie einer Biografie unterläuft er, indem er die letzten zehn Lebensjahre an den Anfang zieht und das Spätwerk zu revidieren versucht. Diese Phase, ab »Bitches Brew« von 1970, spaltet die Jazz-Gemeinde bis heute: Da gibt es jene, die Davis' Einspielungen der späten Vierziger- und Fünfzigerjahre – von »Kind of Blue« absteigend – in hohem Maße schätzen, und jene, die überkreuz sind mit seinen späteren Produktionen. Lesend will man Hentz' positiven Dikta über die Alben nach 1980 widersprechen und fühlt sich subjektiv bestätigt, hört man sich »Tutu« an oder »Live in Montreux 89«, auf denen zwischen kolossalen Synthesizer-Tonwällen hie und da Davis nur noch akustische Fragmente einzustreuen vermochte.

Hentz erzählt das Auf und Ab im Leben von Davis nach. Von der keineswegs glücklichen Familie über die Ankunft in New York 1944, die ersten

Alben ab 1949, die wachsende große Anerkennung, den lukrativen Kontrakt mit Columbia Records, er vergisst nicht auf Rassismus und Davis' Aggressionen im Politischen wie – emotional krasser und auch gewalttätig – im Privaten, Krankheiten und Drogen, die Wendungen zum schamanischen Musikchamäleon nach 1970. Immer wieder bedauert man, dass offensichtlich eine



Stefan Hentz
**Miles Davis. Sound
eines Lebens**
Reclam, 383 S.

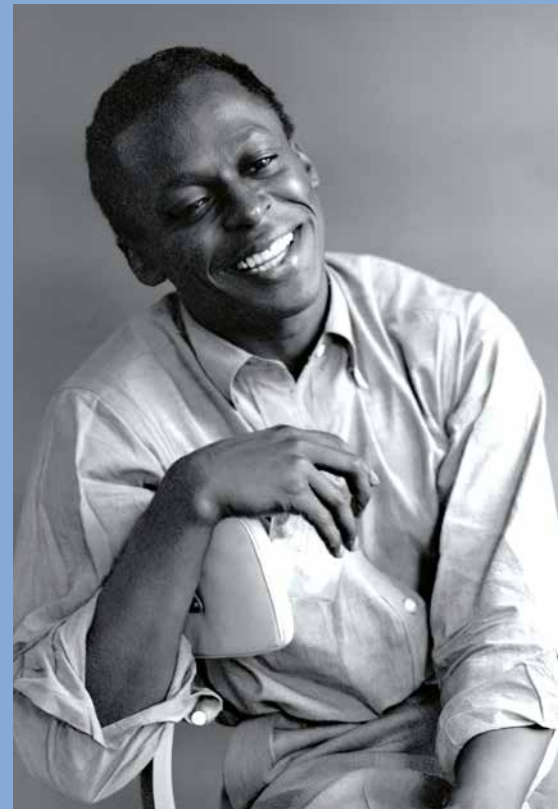


Arne Reimer (Hg.)
**Miles Davis. Three
Days in Malibu.**
Photographs by
Ralph Quinke
Scheidegger &
Spiess, 152 S.

Umfangsvorgabe ausgreifendes Erzählen einhegte. Viele Musiker tauchen nur als Namen auf. Gründlich hingegen sind Hentz' musikwissenschaftliche Interpretationen von Kompositionen, spannend seine Schilderung, wie Davis und der Produzent Teo Macero zum Montieren ganzer Alben übergangen.

Hie und da unterlaufen ihm kleine Fehler. So prägte Davis nicht 50 Jahre den Jazz – da hätte er schon mit 15 Jahren in New York neben Dizzy Gillespie und Charlie Parker auf der Bühne stehen müssen. Manche Adjektive und Einschätzungen, die Hentz Musikern anhängt, sind diskutabel. Auch, dass er bei manchen Verdikten auf den Schultern von Standardwerken über Davis steht.

Eine Trouvaille ist Ralph Quinke's schön gedruckter Fotoband. Der deutsche Fotograf durfte Davis im Mai 1989 in Malibu in Kalifornien besuchen, im Auftrag des Schweizer Kulturmagazins DU. Das 1941 gegründete Journal, das 1988 konzeptionell auf Ein-Themen-Hefte umgestellt hatte, brachte in der August-Nummer 1989, die Miles Davis gewidmet war, nur einige dieser eindrucksvollen Fotografien. Nun liegen sie komplett vor.

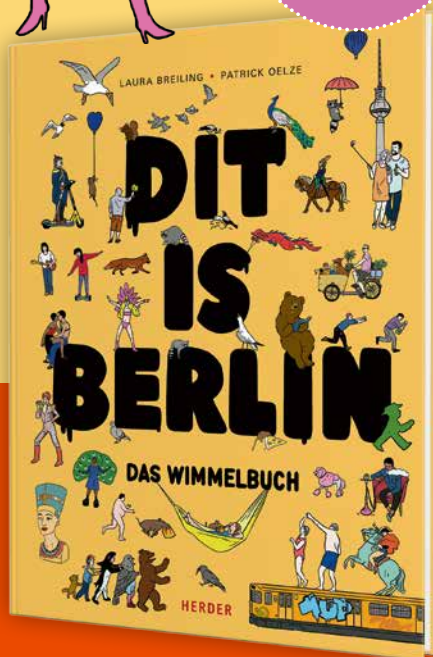


Quinke gelang es, einen Draht zum Musiker aufzubauen. Der fühlte sich wohl geschmeichelt, dass eine Zeitschrift mit starker Kunstausrichtung ihn ehrte. Denn Davis zeichnete und malte zudem, und das gar nicht schlecht. Es sind lebendige, ausdrucksstarke Aufnahmen, die den inszenatorisch selbstbewussten Davis nachdenklich zeigen, beim Boxen, seinem Lieblingssport, modisch gewandert – das war er fast sein Leben lang –, den kommerziellen Erfolg betonend, indem er mit seinem Sportwagen posierte. Gekoppelt hat Quinke diese Fotos mit Aufnahmen, die 1971, 1985 und 1987 bei Konzerten in Berlin und Köln entstanden. ■

COOL, VIELFÄLTIG UND BUNT WIE DIE DEUTSCHE HAUPTSTADT SELBST



Ein
absolutes
Must-have für
Berlin-Fans
jeden Alters



Laura Breiling | Patrick Oelze
Dit is Berlin
64 Seiten | € 26,00 (D) / € 26,80 (A)
ISBN 978-3-451-07246-8

Berlin ist bunt und vielfältig, und genauso wimmelig und voller Leben sind die witzig-frechen Illustrationen von Laura Breiling. Berlin-Kreuzberg, Neukölln, der Wannsee, Tempelhof ... mit vielen Details und regionalen Eigenheiten zeichnet sie ein wunderschönes Porträt der deutschen Metropole. Die großartigen Wimmelbilder laden zum Suchen und Entdecken ein, bieten Gesprächsanlässe und lassen in Erinnerungen schwelgen. Das Buch ist ein perfektes Souvenir, auch für internationale Touristen. Die wichtigsten Informationen sind via QR-Code auf Englisch verfügbar.

HERDER

www.herder.de



BIOGRAFIEN.

Rimbaud und die Fremde

Eine Biografie des »zweiten Lebens« des französischen Dichters

Von Alexander Kluy

Arthur Rimbaud hörte 1875 auf, Gedichte zu schreiben. Da war er 19. Danach folgte ein Leben als Kaufmann in Arabien und Afrika. Im Sommer 1891 kehrte er nach Frankreich zurück. Schwer krebbskrank, musste ihm ein Bein amputiert werden, kurze Zeit später war er tot. Er wurde nur 37 Jahre alt. Elf Jahre zuvor, im August 1880, war er in Aden gelandet, eine noch heute wichtige Hafenstadt im Jemen. Im Auftakt dieses Biografiebandes schreibt Kersten Knipp, u. a. für den DEUTSCHLANDFUNK oder die ARD als Journalist tätig, über die Erfindung der Eleganz wie über die faschistische »Testregion« namens Fiume unter d'Annunzio ab 1919. Sein Buch, so Knipp, kreise um Rimbauds zweites Leben, jenes nachpoetische in Arabien und in Afrika. Dabei erzählt er auch die Vorgeschichte, Rimbauds Kindheit, die Genie-Zeit und die Affäre mit Paul Verlaine. Rasch jedoch stellt sich die Frage ein: Warum eine Darstellung über die Zeit danach? Beschert es tiefere Einsichten in Rimbauds Lyrik, Kaffee- und Waffenhandel, Kolonialismus und Sklavenwirtschaft zu beschreiben? Manche Einschätzungen sind Ableitungen um mehrere Ecken herum, das fein geschriebene psychische Porträt bleibt labil. Rimbaud hatte mit der Literatur gebrochen, weil er fehlschlug, damit sein Leben zu verändern. Als rabiat profaner Kaufmann erlebte er zwar Abenteuer. Doch »die Wahrheit in einem Körper und einer Seele zu besitzen«, so der letzte Satz in Rimbauds »Une saison en enfer«, das blieb ihm lebenslang verwehrt. ■

Kersten Knipp
Die zwei Leben des Arthur Rimbaud. Vom Kultdichter zum Waffenhändler
wbg Theiss, 288 S.



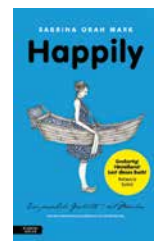
Über Erbschaften und Märchen

Die amerikanische Autorin Sabrina Orah Mark bezaubert in »Happily« mit den Märchen, die sie in ihre ganz persönliche Geschichte einbaut.

Von Konrad Holzer

Man sollte Märchen mögen, wenn man Marks Geschichte folgen will, die gar nicht so glücklich, fröhlich und vergnügt ist, wie es der Titel vermuten lässt. Als Text irgendwo zwischen Memoir, Märchen, Essay und Alltagsgeschichten verortet der Verlag diesen Band. Mark sieht ihr Schreiben als das Weben eines Netzes. Zuerst einmal ist sie Jüdin und Mutter zweier Schwarzer Buben und lebt als dritte Frau ihres Mannes im amerikanischen Süden. Ihr Großvater bekam von einer österreichischen Bank Holocaustentschädigungen. Zum Begriff »Stiefmutter« hat sie daher einen ganz anderen Zugang als den, der einem durch die Märchen aufgedrängt wird, sie hat ihre Stieftochter gern, aber sie ist nicht gern Stiefmutter. Märchen begleiten sie durch ihre Ehe, »durch Amerika, Wetter, Einsamkeit und Scheitern, durch Erbe und Liebe«. Ein besonderes Ereignis dieses Buches ist die Übersetzung von Esther Kinsky. Wenn die Autorin den Märchen auf den Grund geht und sie bis in die kleinsten Details untersucht, dann folgt Kinsky ihr im Deutschen kongenial. Vom Netz war zuvor die Rede, in dieses Netz spinnt Mark alles hinein: Väter, das nicht ganz friktionsfreie Verhältnis zu ihrer Mutter, was das Auftauchen des Messias für sie bedeuten würde, die Aktualität, die Blaubart durch das Vorleben ihres Mannes hat, Hexen, Zauberinnen, Pessach und letztlich ihre Situation als Schreibende, in der sie sich zerrissen sieht: »Ich habe dich verloren. Du hast mich gefunden.« ■

Sabrina Orah Mark
Happily. Eine persönliche Geschichte – mit Märchen
Ü: Esther Kinsky
Residenz, 192 S.



Die Zerstörung einer Familie

Von Stefanie Jaksch

Drei aktuelle Veröffentlichungen zeichnen ein komplexes Bild des »Fall Pelicot«.

»Wie soll man sich lieben, wenn Männer den Prozess aus der Ferne verfolgen, wie ein unbedeutendes Ereignis, das sie nicht betrifft, und wenn Frauen darin Spuren ihres Alltags sehen?« Diese Frage stellt Manon Garcia in »Mit Männern leben«, einer Aufarbeitung des Pelicot-Prozesses, den sie vor Ort als Journalistin verfolgt hat. Kaum ein Fall hat in den vergangenen Jahren weltweit für so viel Fassungslosigkeit gesorgt: Dominique Pelicot hatte über viele Jahre seine Frau wieder und wieder betäubt und sie in ihrem fast leblosen Zustand anderen Männern zum Sex angeboten. Rund 70 folgten diesem Aufruf und vergingen sich an der bewusstlosen Frau.

»Diese Geschichte gehört nicht mehr nur mir allein. Sie hat einen tiefen, stummen Schmerz hörbar gemacht, der so alt ist wie die Welt«, schreibt Gisèle Pelicot in ihrem mit Spannung erwarteten Buch »Eine Hymne an das Leben«. Es ist ein fesselnder Bericht einer Frau, die durch die Hölle gegangen ist, der Vernichtung ihres Lebens durch den Menschen, der ihr am nächsten gewesen ist, ausgesetzt war – und dennoch die Hoffnung und Lebensfreude nicht verloren hat. Sie gräbt sich tief in die eigene sowie in die Kindheit ihres Ex-Mannes und befördert ein dichtes Netz an Missbrauchs- und Inzesterfahrungen sowie Lieblosigkeiten zu Tage. Erstaunlich ist, wie differenziert Gisèle Pelicot, die Ikone der französischen Frauenbewegung, auf ihr Leben blickt. Sie weigert sich nicht nur, ein Opfer zu sein – ihr Satz »Die Scham muss die Seiten wechseln« ist legendär –, sondern widersetzt sich auch der Erwartung, in ihrem Ex-Mann nur das Monster zu sehen, als das die Öffentlichkeit ihn wahrnimmt. Eine Haltung, die nicht alle verstehen.

Gisèle ist nicht die einzige Betroffene: Im Lauf der Ermittlungen findet die Polizei Fotos von Caroline Darian, der Tochter der Pelicots, die darauf hindeuten, dass Dominique seine Tochter betäubt und womöglich missbraucht hat. Auch von den Frauen der beiden Pelicot-Söhne tauchen Nacktfotos auf. Caroline reagiert auf die Zerstörung ihrer Familie anders als ihre Mutter: Sie wütet, sie bricht sofort mit ihrem Vater – und da Dominique bis zum Ende leugnet, seine Tochter je angefasst zu haben, tappt sie bis heute im Dunkeln darüber, was mit ihr geschehen ist. Darian schildert diese unerträgliche Unsicherheit in ihrem neuen Buch »Ich kämpfe für die Wahrheit«, spricht über den Schmerz, der einen Keil



Manon Garcia
Mit Männern leben. Überlegungen zum Pelicot-Prozess
Ü: Andrea Hemminger
Suhrkamp, 195 S.



Gisèle Pelicot mit Judith Perrignon
Eine Hymne an das Leben
Ü: Patricia Klobusiczky
Piper, 256 S.



Caroline Darian
Ich kämpfe für die Wahrheit
Ü: Michaela Meßner, Grit Weirauch
Kiepenheuer & Witsch, 176 S.

zwischen sie und ihre Mutter getrieben hat und berichtet von ihrer unermüdlichen Arbeit gegen die »chemische Unterwerfung« von Frauen. Dabei wird den Leser/innen schmerzhaft klar: Verarbeitet, verwunden ist hier noch nichts, die klaffende Wunde, die Pelicot seiner ganzen Familie zugefügt hat, sie will sich nicht, sie kann sich nicht schließen.

Das zutiefst Beunruhigende an Fällen wie dem der Pelicots und aktuell dem Epstein-Fall in den USA: Die Täter sind keine fernen Unmenschen, sie sind ganz normale Ehemänner, Brüder, Väter, Partner. Manon Garcia arbeitet in »Mit Männern leben« die ganze Tragweite der Erkenntnis heraus, dass das Böse wie immer banal ist, sowie das eigene Unbehagen, das sie überkommt: Wenn Hunderte von diesen Taten wissen, aber niemand schreitet ein – wem kann ich dann noch trauen? Kenntnisreich geht die Philosophin dem Ungeheuerlichen auf den Grund – und kommt zu dem ernüchternden Schluss: »Der da, glaubst du, dass ihn tote Frauen anmachen? Und der? Nirgendwo ist man in Sicherheit. Du bist paranoid. Nein, du bist nicht paranoid, du kennst die Zahlen, das ist schlimmer.« ■





Mikrokosmos der Avantgarde

Von 1969 bis 1971 hatte der deutsche Fotograf Albert Scopin im »Hotel Chelsea« hautnahen Kontakt zu späteren Kulturstars.

Von Hans-Dieter Grünefeld

Als Praktikant und Adlatus bei den renommierten Modelfotografen Bill King und Mikel Avedon, dann freischaffend, konnte er ungehindert Persönlichkeiten in der »Legende der New Yorker Bohème« besuchen: »Diese Menschen akzeptierten mich ohne Abstriche.« Er hatte Zugang zu den Privatunterkünften etwa von Patti Smith (kreatives Chaos), in den Siebzigern durchstartende Rockpoetin und Sängerin, und ihres Mentors, dem Collagisten Robert Rauschenberg (ordentlich), und anderen Originalen der damals ebenso narzisstisch wie narkotisch gelenkten Szene. Weil weder Zensur noch Arbeitsstandards die Aktivitäten behinderten, wirkte das »Chelsea Hotel« wie ein Treibhaus für unablässige Ideenproduktion in verschwenderischer Fülle. Zugleich gab es den Akteuren dank des verständnisvollen und großzügigen Managers Stanley Bard ein Zuhause. Seine Fotos publizierte Albert Scopin in dem gerade gegründeten ZEIT-Magazin, wo sie im Archiv nicht sicher gelagert wurden. Denn sie blieben lange unauffindbar, bis sie durch einen Zufall wieder zurück an den Urheber gelangten. Als Momentaufnahmen einer Ära und eines temporären Mikrokosmos US-amerikanischer Avantgarde sind sie nun in einem schön gestalteten Band dokumentiert. Von der Intensität seiner Begegnungen erzählt Albert Scopin in einem Interview mit dem Kunsthistoriker Michael Stoeber und lakonischen Kommentaren zu einzelnen Bildern und Sequenzen, sodass man mit dieser gelungenen optischen Renaissance die quiriligen Gefühle jener Jahre ziemlich genau nachempfinden kann. ■

Foto: Scopin



Scopin
Chelsea Hotel
Kerber, 176 S.

Miez, Miez, Miez!

Eine katzenaffine Journalistin durchstreift die Wiener Bezirke und porträtiert 23 Stadtkatzen.

Von Karoline Pilcz

In diesem besonderen Wien- und Tierbuch stehen die »öffentlichen« Katzen im Mittelpunkt, jene feline Schönheiten, die zum Bild der Stadt und dem jeweiligen Grätzl gehören. Sie durchwandern den Prater und Freibäder, sie kuscheln in Kirchen, Installateur-Büros sowie Blumen- und Geschirrgeschäften, sie schnurren im Hospiz, belebten einst das Tierkrematorium, streunern an Bahnleisen und erforschen die Parks. Die Journalistin Janina Lebiszcak durchstreift die Bundeshauptstadt Bezirk für Bezirk und porträtiert mit leichter Feder lokale Katzenstars samt ihren Menschen, die Leander Höfler bildlich meisterhaft eingefangen hat. Entstanden ist ein liebens- und staunenswertes Buch über Rassekatzen und Streuner, die genau wissen, was sie wollen, oft Erstaunliches vollbringen und sich in die Herzen nicht nur ihrer Besitzer/innen schleichen. Ihre Geschichten machen lachen und weinen zugleich und zeigen, wie sehr diese eigenwilligen, bepelzten Wesen das Leben von uns Menschen bereichern, unseren Stresspegel senken, Gemeinschaften fördern und uns miteinander verbinden.

In den »Grätzl-Tipps« der jeweiligen Katzenhalter/innen gibt es selbst für Wien-Kenner/innen mit Sicherheit noch einiges, vor allem Kulinarisches, zu entdecken, für alle anderen bieten die Porträts mitsamt ihrer pointierten Bezirksbeschreibungen Besuchs- und Sightseeing-Anregungen abseits der touristischen Pfade. Dieses eloquente Schmöckerbuch lässt die Herzen von Tierliebenden und Wien-Begeisterten auf jeden Fall höherschlagen. Erquickliche Lektüre! ■

Janina Lebiszcak
Miezen im Mezzanin.
Ein Wiener Stadtporträt in 23 Katzen
Molden, 160 S.



Foto: Leander Höfler



Der Dichter und der Berg

Von Sylvia Treudl

Eine dringende Leseempfehlung – und der bescheidene Versuch eines persönlichen Erinnerns anhand dieses Bandes, den ich in der Neuauflage als das verstehe, was er zweifellos ist: eine Hommage an Bodo Hell.

Eigentlich ist mit dem Vorwort von Andrea Nießer sowie mit dem Nachwort von Elsbeth Wallnöfer in diesem Band alles gesagt, ja es kommt mir fast wie eine Anmaßung vor, mich von außen zu Wort zu melden. Und doch wollte ich diesen Auftrag der BUCHKULTUR keinesfalls auslassen.

Was noch an wunderbar aufbereiteter Information zum Alpinen, seiner majestätischen Schönheit, seinen Angeboten, Verwerfungen, Abgründen und Gefahren – die niemals dem Berg, immer aber dem Menschen anzulasten sind – beizutragen ist, liest sich bei Wallnöfer ebenso für Nicht-Alpin-Affine (oder vielleicht gerade für diese, also solche denen das Gens-Gen völlig abgeht) spannend. Auch deshalb, weil das Unbequeme an und in der Historie nicht ausgespart wird: Stichwort Nazis im Alpenverein oder die Unsäglichkeit des zur steirischen Hymne auf unerträgliche Weise hochstilisierten »Dachstein-Liedes« (siehe dazu das Hymnenbuch »O du mein Österreich« von Christoph Janacs, Ludwig Laher und Gerhard Ruiss, Pustet 2024)

Bevor Bodo Hell in seinem unverwechselbaren Duktus mit seinem enzyklopädischen Wissen selbst zu Wort kommt – und von Einstiegen, sanften Routen, Bränden, langen Gängen, Sagen, beein-

druckenden Frauen bis hin zum Almabtrieb berichtet, denn so, wie er jede/n Brücken-, Säulen- und sonstige/n Heilige/n nicht nur mit Namen, sondern auch der zugehörigen Biografie zu nennen wusste, kannte er jeden Berg im Massiv, jeden Mägel, jede Alm, und jedes seiner zu hütenden Tiere – bevor wir also Bodo Hell zuhören, nimmt uns Elsbeth Wallnöfer in diesem ausnehmend schönen Buch an der Hand und zeigt uns, begleitet von atemberaubenden Fotos von Peter Kubelka, die vielen Facetten des Dachsteins.

Wir erfahren von der Sennerin, die als erste Frau den Berg begangen hat, von der ersten Frau, die die Dachsteinsüdwand erklommen hat, wandern über Almen hin zu Hütten und lernen von umstrittenen Projekten am Berg, von »allerlei Glauben«, von Bergliteratur, zu der etwa Julian Schutting beigetragen hat. Völlig nachvollziehbar ist der kaum verhohlene Grant über Halbschuh tourist/innen in unzureichender Kleidung und lächerlichem Schuhwerk, über Bergbesucher/innen, denen die Schönheit der Natur entgeht, weil nur die optimale Selfie-Position zählt. In einem besonders liebenswürdigen Kapitel porträtiert Wallnöfer Bodo in seinem Almoutfit. Jene alterslose Persönlichkeit, die im Urbanen stets in zurückhaltender Eleganz aufgetreten

ist, nun sehen wir Bodo Hell heimlich grinsen, in Knickerbocker und Stutzen, das Weite suchend, wenn Wochenendbergtourist/innen seine Arbeit auf der Sennhütte völlig verkennen und nach Bespaßung durch den Schriftsteller gieren. Da half vielleicht nicht einmal der legendäre klare, angesetzte Meisterwurz-Schnaps gegenzusteuern, jenes Zaubermittel gegen und für quasi alles, das Bodo in seiner unerschöpflichen Freundlichkeit bei jedem Treffen, jeder Lesung austeilte: In kleinen Flaschen, von denen es offenbar einen unerschöpflichen Vorrat gab – so unerschöpflich wie Bodo Hells kreativer Vorrat und die Geschichten über seine Ziegen und anderes Vieh.

Und nun stehe ich an der schroffen Abbruchkante meines Erinnerns, hinter mir noch so viel Unerzähltes, vor mir das, mit dem ich nicht umzugehen weiß. Vielleicht wollte der Berg den Freund nach 46 Jahren nicht hergeben, hat ihn mit Zartheit aufgenommen auf immer. So will ich es mir vorstellen. ■

Bodo Hell, Peter Kubelka,
Elsbeth Wallnöfer
Dachstein
Anton Pustet, 192 S.



Frankreich im Fieber

Jérôme Leroy's neuester Krimiroman
über Staatsversagen und rechte Gewalt

Von Angelo Algieri

Der französische Schriftsteller Jérôme Leroy, Jahrgang 1964, wurde im deutschsprachigen Raum vor allem durch seinen Kriminalroman »Der Block« bekannt. Darin schildert er die Machenschaften einer rechtsextremen Partei. In vielen seiner bissigen Bücher widmet er sich Rechtsextremismus und Terrorismus – und der Ohnmacht des Staates.

In Leroy's neuestem Krimi, »Die kleine Faschistin«, ist Frankreich bereits destabilisiert. Aufstände erschüttern das Land und ein unfähiger Präsident verschleißt Premierminister, löst immer wieder die Nationalversammlung auf. Ein namenloser Ich-Erzähler rekonstruiert, wie gewöhnliche Menschen zum Sturz der Republik beigetragen haben. Im Zentrum steht die 20-jährige Francesca aus der Picardie, Mitglied der Neonazi-Gruppe »Lions des Flandres«. Trotz radikaler Familie hat sie einen gleichaltrigen kabyllischen Teenager geliebt, der vor sechs Jahre tot aufgefunden wurde; kurz darauf starb ihr geliebter Bruder. Seither flüchtet sie in Tagträume, sucht aber auch Halt in Gewalt. Als ein Mitte-Links-Politiker im Wahlkampf von Rechtsextremen attackiert wird und sich wehrt, begegnen sich Francesca und er – und verlieben sich prompt.

Autor Leroy legt erneut einen bitter-ironischen Krimi mit klaren politischen Bezügen vor. Er zeigt, wie Extremisten von politischer Lähmung profitieren, wie Schlägertrupps, Drogen- und Waffenhandel das Milieu nähren, und Intrigen im Machtapparat gedeihen. Eindringlicher denn je warnt uns Leroy vor der Erosion der Demokratie. ■



Jérôme Leroy
Die kleine Faschistin
Ü: Cornelia Wend
Edition Nautilus, 152 S.

Im Dienste Ihrer Majestät Gier

Zurecht prämiierter Thriller über
die Machenschaften von Geheimdiensten

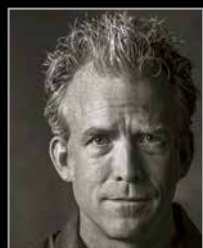
Von Sylvia Treudl

Der Romancier, Regisseur und Drehbuchautor Michael Idov ist in Lettland geborener Amerikaner, er verbrachte seine Jugend in Riga, das damals noch unter sowjetischer Besatzung stand. Nach seinem Umzug nach New York begann er für das NEW YORK MAGAZINE zu schreiben und wurde für seine Reportagen mehrfach mit dem National Magazine Award ausgezeichnet. Mit dem Titel »Das Riga-Komplot« (»The Collaborators«) legt er einen ausgefeilten Spionage-Thriller vor, der das undurchsichtige Karussell der Dienste rasen lässt – und in einem Halbsatz die wenig überraschende, aber dennoch bedrückende Tatsache zum Ausdruck bringt: »Die Guten« gibt es nicht, denn es geht stets um Machtpolitik, in deren ungesunder Nähe Menschenleben keine Rolle spielen, selbst wenn die eigenen Leute im Fadenkreuz stehen. Und es geht um Geld und hemmungslose Gier. In einer atemlosen, gefährlichen Jagd quer durch Europa, unterschritten von Rückblenden in die Neunziger, versucht der Protagonist Ari Falk, ein Mitarbeiter der CIA, der eigentlich in einer Tarnfirma in Riga stationiert ist, einen verschwundenen russisch-amerikanischen Milliardär aufzuspüren. Denn an dessen angeblichem Suizid kommen erhebliche Zweifel auf. Auch die Tochter dieses reichen Mannes sucht ihn, und dass Ari und Maya einander begegnen, macht die Sache nicht einfacher, im Gegenteil. Wie aber passt die Suche in den Kontext der Geheimdienste, der Machenschaften eines alten russischen Oligarchen und tödlicher Anschläge? Rasantes, aufschlussreiches, großes Kino, das eine Volte bereithält, die überrascht. ■



Michael Idov
Das Riga-Komplot
Ü: Stefan Lux
Suhrkamp, 328 S.

Samuel W. Gailey
KOMM MIT MIR



„Man kann nicht anders, als mit den Charakteren in ihrer Gebrochenheit mitzufühlen, die einfach nur versuchen, sich durchs Leben zu schlagen.“

Seattle Book Review

Aus dem Amerikanischen von Andrea Stumpf

288 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-910918-46-7

EUR (D) 26,00 | EUR (A) 26,80

auch als ebook erhältlich

ET: 20.04.2026

www.polar-verlag.de



MALIN
THUNBERG SCHUNKE
TÖDLICHE FELDER



„Einmal mehr beweist Malin Thunberg Schunke, dass sie zur ersten Garde der schwedischen Krimiautoren gehört.“

Dast Magazine

Aus dem Schwedischen von Stefanie Werner
Mit einem Nachwort von Lore Kleinert

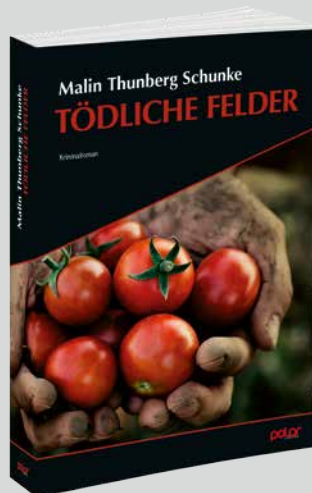
400 Seiten | Klappenbroschur

ISBN 978-3-910918-44-3

EUR (D) 17,00 | EUR (A) 17,50

auch als ebook erhältlich

ET: 16.03.2026



polar
VERLAG



Quick'n Dirty



VON THOMAS WÖRTCHE

DAS BESTSELLER-REZEPT

Was lesen Krimi-Fans eigentlich am liebsten? Ja, klar, Kriminalromane, aber welche? Natürlich die, die auf den Bestseller-Listen stehen. Jetzt eiern wir auch nicht rum, ob »meistverkauft« auch »meistgelesen« heißt. Wird schon so sein. »SPIEGEL Bestseller« steht auf jeden Fall auf dem Cover von M. W. Cravens »Die Witwe« (Droemer, Ü: Marie-Luise Bezenberger). Grund genug also, sich das Buch einmal (und exemplarisch) auf seine Feinmechanik anzuschauen, was nicht heißt, dass dieser Text hier eine Rezension ist. Aber vielleicht lernen wir ja was darüber, wie Bestsellerei heutzutage funktioniert.

Cravens Roman über die schlimmen Folgen schlimmer Ereignisse in Afghanistan ist eine Art literarische Matroschka, die das kommunikative Potenzial der 140-jährigen Geschichte des Genres »Crime Fiction« voll ausschöpft. Der geniale Detective Sergeant Washington Poe und sein dito genialer Sidekick Tilly Bradshaw schließen direkt an Sherlock Holmes und Watson an, wenn auch modern variiert. Bradshaw ist eine geniale Frau, allerdings mit eher geringer Sozialkompetenz. Washington Poe selbst schließt, abseits seiner Rolle als Mastermind, noch an einen anderen Typus an – nämlich den des rebellischen Sergeants, der vor allem mit höherrangigen Personen ruppig und respektlos umgeht, aber ein großes Herz für »die da unten« hat. Besonders bei Derek Raymond, bei dem dieser Typus durch seine Figur des »nameless Sergeant« paradigmatisch etabliert wurde, ist dieses rebellische Verhalten existentiell und oppositionell dem System gegenüber grundiert – bei Craven wird nur für Freunde des Ro-

man noir dieser Typus kurz assoziiert, der sich letztlich doch als systemfromm erweist. Aus dem rebellischen Bullen wird bei Craven doch wieder nur der Exzentriker à la Hercule Poirot, was ihn auch für Golden-Age-Fans anschlussfähig macht. Das wiederum passt zu dem Umstand, dass der gesamte Roman makrostrukturell ein klassischer Whodunit ist. So klassisch, dass selbstverständlich der Mörder nicht der von Seite 387 ist – bei fast 500 Seiten. Das wiederum bedient die Erwartungen des Publikums, das sich im Besitz von »Genrewissen« glaubt. Craven hat aber noch mehr Beliebtes und Bekanntes im Angebot: In der Schachtel oder eben Matroschka namens »Whodunit« eingelagert, gibt es etwa eine Caper respektive Heist Story, hier ein rätselhafter Bankeinbruch; es gibt CSI-artige Passagen aus Forensik und Pathologie; es gibt Poe'sche Deduktion; es gibt Cyber-Crime-Elemente; das Buddy-Motiv und große Portionen Polit-Thriller, nebst Anmutungen von Landhaus-Krimi plus einem Schuss Military Fiction. So gesehen kann man den Roman regelrecht portionieren, wobei jedes einzelne Teilstück dem dominierenden Whodunit untergeordnet ist. So, wie im klassischen Häkelkrimi einzelne Figuren vom Ermittler verhört werden, befragt Craven die einzelnen Sub-Genres auf ihren Beitrag zur Lösung des Haupträtsels, wobei sich ihre jeweiligen Qualitäten als ungenügend für ein Mordrätsel erweisen, das nur der geniale einzelne Kopf, also Washington Poe, lösen kann – der nebenbei als Verächter all der »modernen« Methoden, bzw. ihnen gegenüber ignorant bis indolent, stilisiert wird.

Am Trostversprechen des konventionellen Kriminalromans – »Wir kriegen euch alle!« – hält Craven fest.

Dennoch schreibt sich der Zeitgeist ein: Einerseits durch den durchgängig »anti-woken« Grundton des Romans und einen strammen Patriotismus (die britische Army ist »die beste der Welt«), andererseits durch einen Topos, den man als modernisierten »Dolchstoß« bezeichnen könnte und seinerseits eine lange Tradition hat, allerspätstens seit dem Vietnam-Krieg: Die anständigen Soldaten im Kampf gegen die Feinde des Vaterlandes werden durch die regierenden Eliten, vertreten durch Politiker und Geheimdienste, verraten. Diesen Verrat korrigiert Washington Poe, als echter Patriot einem »besseren UK« verpflichtet, das sich am Ende des Romans, welch ein Hohn, gar nicht als sooo verdorben herausstellt. Das ist eine irre Dialektik, die letztlich auf einen problematischen Konsens abzielt. Niemand soll sich letztendlich wirklich auf den Schlips getreten fühlen und dabei sollen alle Fans der genannten Subgenres eingefangen werden. Das ist ein cleverer Plan, der zumindest ökonomisch, siehe Bestseller, aufzugehen scheint. Aber so clever dann doch wieder nicht, weil die Blaupause so offensichtlich zu Tage liegt. Die autoritäre Grundhaltung scheint auf jeder Seite durch. Die aber spiegelt nur einen Zeitgeist wider, der sich an autoritären Strukturen nicht groß zu stören scheint und insofern realpolitischen Trends folgt.

Aber wer sagt, dass sich auch Kriminalliteratur nicht Zeitströmungen verweigern möchte, wenn sie ökonomisch ersprießlich sind? ■

Schokolade, Mord und Familie

Ein bittersüßer Krimi rund um die Geschichte und Herstellung von Schokolade

Von **Karoline Pilcz**

Eine Juristin mit afrikanischen Wurzeln, kaum 40 Jahre alt, mit dem klingenden Namen Serafine Montalin, übernimmt als Juristin die internen Ermittlungen in einem Schweizer Schokoladenkonzern. Inoffiziell sucht Serafine aber Hinweise auf den Tod ihres Vaters, der unter mysteriösen Umständen vor etlichen Jahren in ebendieser Firma ums Leben gekommen ist. Bald schon wird die neue Mitarbeiterin in die perfiden Machenschaften ihres Dienstgebers und die fiesen Übernahmeverhandlungen mit dem Traditionsunternehmen »Grison« verstrickt und begegnet dabei Menschen ihrer Vergangenheit. Ein Mord geschieht, Serafine steht unter Verdacht.

Es entspinnen sich firmenpolitische sowie private Irrungen und Wirrungen, Untiefen tun sich schließlich auf und Serafines Recherchen reichen weit in die koloniale Vergangenheit zurück. Wieder einmal zeigt sich, dass das Leben die besten Geschichten schreibt, denn das, was sich hier irrwitzig entrollt, fußt auf realen Begebenheiten und historischen Persönlichkeiten.

Dina Casparis, die vor ihrem Leben als Schriftstellerin Ballettänzerin und Juristin war, verarbeitet in ihrem dritten Kriminalroman ein Stück eigene Familiengeschichte und taucht tief ein in die Schweizer Schokoladentradition. Dieser historisch lehrreiche Krimi erzeugt während der Lektüre, neben all der Spannung, nicht nur Gusto auf Pralinen und Schokoladentafeln, sondern schärft auch den Blick auf den langen Produktionsweg der beliebten, dunkelsüßen Köstlichkeit. Verführerisch-rasante Lektüre! ■



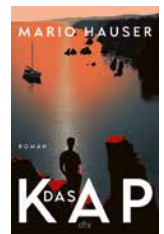
Dina Casparis
Die dunkle Seite der Schokolade
Emons, 400 S.

»Schweiß, Tränen oder das Meer«

Mario Hauser verlangt seinem Protagonisten in »Das Kap« einiges ab.

Von **Maria Leitner**

Andi, 25 Jahre, hat sein Leben nicht wirklich im Griff: Er arbeitet als Fahrradkurier, wohnt bei seinem besten Freund in der Abstellkammer. Der Vater: nach einem Überfall mit tödlichem Ausgang verschwunden. Die Mutter: depressive Schübe zwischen gelegentlichen Engagements als Schauspielerin. Der gestrige Abend: zuerst Billard und viel, sehr viel Schnaps, dann mit dem Fahrrad gegen eine Laterne geknallt – Kurzschluss. In diesem Jammertal des Lebens erreicht Andi eine überraschende Nachricht: Sein Vater betreibt an der portugiesischen Küste einen Campingplatz, hat Lungenkrebs und will ihn noch einmal sehen. Das mitgeschickte Flugticket entscheidet wider besseren Wissen. Vor Ort folgt die Ernüchterung: Der Campingplatz ist verwahrlost, Walters Bungalow leer. Und dann rückt auch noch die Polizei an ... Mario Hauser pendelt zwischen Deutschland und Portugal. Wahrscheinlich gelingt es ihm deshalb so gut, Landschaft und Atmosphäre des Küstenstrichs wiederzugeben, die »Bewohner« von Campingplatz und Kneipe erinnern ein bisschen an Shakespeare'sche Hintergrundfiguren. Es lohnt sich, das einleitende Zitat – »The cure for everything is salt water« – näher zu betrachten. Hinter dem oft plakativ verwendeten Satz verbirgt sich nämlich eine Erzählung von Karen Blixen, in der es um Lügen, Trauer, Zuneigung, Tod und eine nicht vorhandene Vater-Sohn-Beziehung geht. Im »Kap« verflucht Hauser alle diese Elemente. Besonders geglückt: die Unterbrechung des Erzählstrangs durch Geschichten der Erinnerung. ■



Mario Hauser
Das Kap
dtv, 352 S.

Thomas Deichmann Durch Jugoslawien im roten Peugeot Reisen und Begegnungen mit Peter Handke

PETER HANDKE

geboren 1942 in Griffen, Österreich, ist Schriftsteller und Übersetzer. Von 1991 bis 2011 publizierte er bei Suhrkamp und Jung und Jung elf Bücher, die seinem Jugoslawienwerk zugerechnet werden. Handke wurde vielfach ausgezeichnet. Er erhielt 2019 im schwedischen Stockholm den Literaturnobelpreis und 2021 im bosnischen Višegrad den Ivo-Andrić-Preis. Er lebt in Chaville bei Paris.

THOMAS DEICHMANN

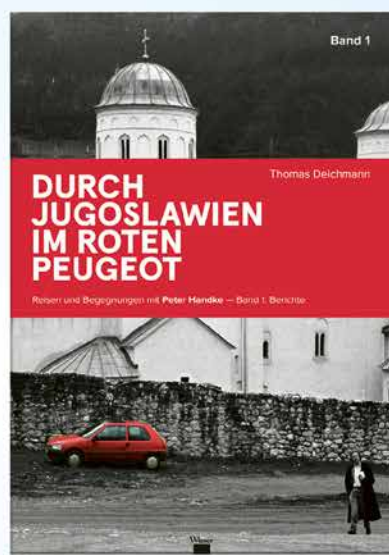
geboren 1962 in Frankfurt am Main, arbeitete bis 2011 als Autor und Journalist. 1999 war er Herausgeber der Suhrkamp-Textsammlung »Noch einmal für Jugoslawien: Peter Handke«. 2010 wurde eines seiner in Koautorenschaft verfassten Bücher als Wissenschaftsbuch des Jahres ausgezeichnet. Er lebt in Frankfurt am Main.



© Foto: Zlatko Bocić

Wieser Verlag
www.wieser-verlag.com

A-9020 Klagenfurt/Celovec • 8.-Mai-Straße 11
Tel. +43 (0)463 37036 • Fax +43 (0)463 37635
office@wieser-verlag.com



324 Seiten, Broschur
EUR 25,00
ISBN 978-3-99029-705-6



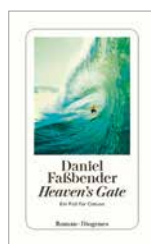
260 Seiten, Broschur
EUR 25,00
ISBN 978-3-99029-706-3

Wo die wilden Kerle wohnen

Daniel Faßbender eröffnet eine Krimi-Reihe, die auf den Philippinen spielt. Ein recht einfaches Buch

Von Andreas Knabl

Langsam, aber sicher hat der Regionalkrimi die ganze Welt erobert. Seit geraumer Zeit wird auf beinahe jedem Flecken dieser Erde gemordet und ermittelt, meist werden dabei mehr oder weniger exotische Landschaften beschrieben und regionale Köstlichkeiten zubereitet. Der deutsche Autor Daniel Faßbender führt sein Publikum nun in die Inselwelt des Pazifischen Ozeans und lässt dort Caruso, einen verschuldeten Privatdetektiv und ehemaligen Profisurfer, nach dem entführten Sohn einer steinreichen Spanierin suchen, die es sich mit Drogenbaronen, Kopfgeldjägern und einer korrupten Polizei verschert haben dürfte. Während seiner Ermittlungen erweist sich Caruso rasch als direkter Nachfahre der amerikanischen Hardboiled-Detektive aus den Romanen von Hammett und Chandler: Auch er ist ein zynischer Einzelgänger, dem keine Frau widerstehen kann (»Sie wollte Bindung, ich Ablenkung.«) und der sich fast ausschließlich von Alkohol ernährt (»Ich kaufte mir ein Bier, um den Rum in meinem Körper zu verdünnen.«). Unter der Bürde dieser Klischees bleiben Faßbenders Protagonist und die übrigen Figuren recht eindimensional und farblos und agieren sehr vorhersehbar. Beachtung verdienen allerdings jene Abschnitte des Romans, in denen der Autor mit großer Begeisterung und vielen Details vom Surfen auf Heaven's Gate, der titelgebenden perfekten Welle in diesem philippinischen Surferparadies, erzählt. Da finden sich plötzlich doch aufregende Sätze voller schöner Bilder, aber leider sind es nicht viele. ■



Daniel Faßbender
Heaven's Gate
Diogenes, 304 S.

Matschiges Gemüse

Der Polar Verlag ist für seine Krimis immer zu schätzen – dieser Roman von Malin Thunberg Schunke überzeugt jedoch nicht.

Von Sylvia Treudl

Schade um den Plot, der sich eines tatsächlich bewegenden und schrecklichen Problems annimmt: moderne Sklaverei, wenn es um Arbeitsbedingungen und Entlohnung von Erntehelfern geht – und zwar im europäischen Raum sowie rund um illegale Entsorgung von industriellem Giftmüll und den Einsatz verbotener Pestizide auf den Obst- und Gemüsefeldern angeblich biologisch arbeitender Landwirtschaftsbetriebe. So aktuell und wesentlich der Ansatz, so enttäuschend die Umsetzung. Der zweite Roman der schwedischen Autorin ist ein redundantes Konglomerat aus zu vielen Handlungssträngen, von denen nicht alle besonders glaubwürdig sind. Das internationale Ermittler/innenteam, das nach dem Verschwinden von osteuropäischen Landarbeitern auf einem italienischen Gutshof nachzuforschen beginnt, besteht aus Personen, die allesamt ein Klischee bedienen. Die Dialoge der handelnden Personen, die als Transportmittel für Sachinformationen dienen sollen, holpern und erschöpfen sich teilweise in Plattitüden, und die dazukonstruierte Liebesgeschichte zwischen der jungen Staatsanwältin und einem Bad Boy, der gar finstere Pläne verfolgt, die sich dann aber als anders herausstellen sollen, ist mehr als überflüssig. Auch die Übersetzung schwächelt merkbar, was zu seltsamen Bildern führt: »Sie überschlug die Beine«, »Sie wand tonlos ein«, »in die Grube gefallen, die er ausgegraben hatte«, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Trotz des Anliegens der Autorin fällt der Band bei mir durch. ■



Malin Thunberg Schunke
Tödliche Felder
Ü: Stefanie Werner
Polar, 384 S.

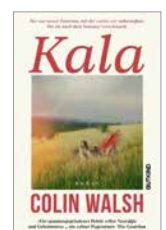
Drei Freunde, ein Todesfall

Feiner Stil, viel Spannung: »Kala« von Colin Walsh

Von Katia Schwingshandl

Es hat ein bisschen gedauert, bis ich mit »Kala« warmgeworden bin: Die unterschiedlichen Erzählperspektiven der Freundesgruppe, bestehend aus Mush, Helen und Joe, sind anfangs ein klein wenig sperrig, der Inhalt kommt erst schleppend in die Gänge, nimmt dafür dann ordentlich an Fahrt auf. Die drei begegnen sich anlässlich einer Hochzeit nach langer Zeit wieder in ihrem Heimatort, dem kleinen irischen Westküstenort Kinlough, und es dauert nicht lange, da werden sie mit voller Wucht an die so schrecklichen wie unerklärlichen Geschehnisse von vor 15 Jahren erinnert. Denn bei Bauarbeiten werden die sterblichen Überreste ihrer damals vermissten Freundin Kala gefunden ...

Mit großer stilistischer Sorgfalt und spürbarer kreativer Freude entfaltet der irische, in Belgien lebende Autor Colin Walsh diesen Kriminalfall vor den Augen seiner Leser/innen. Die Charaktere sind fein gezeichnet, die Spuren klug gelegt. Wer sind etwa Kalas Eltern, die sie nie kennengelernt hatte? Hat der zurückhaltende Joe, Kalas damaliger Freund, aus dem ein erfolgreicher Musiker geworden ist, etwas mit Kalas Verschwinden zu tun? Was führt Helen im Schilde, die mittlerweile Journalistin ist? Und welche Rolle spielen die allzu neugierigen Zwillinge Donna und Marie? Ab und zu wirkt es, als müsste der Autor, etwas ungeduldig, wieder für sich selbst all die Handlungsstränge vereinen, die er zuvor so geduldig geknüpft hat. Doch davon abgesehen überzeugt dieser Krimi, zugleich sein Debüt, mit einer meisterlich erzeugten Spannung und einem überraschenden, furiosen Ende. ■



Colin Walsh
Kala
Ü: Andrea O'Brien
Gutkind, 512 S.

Oma ist die Beste!

Von Saskia Pacher

Fünf Bücher zeigen Großmütter als die Alltagsheldinnen, die sie sind: Mit Geschichten, Farbe und viel Humor verwandeln sie gewöhnliche Tage in außergewöhnliche Abenteuer.

Bei Oma ist alles anders als bei den Eltern daheim, das ist einfach so. In den folgenden Büchern übernimmt sie die Rolle der Beschützerin der kindlichen Unbeschwertheit und bringt frischen Wind ins Leben der Enkel. Großmütter sind hier nicht nur Aufpasserinnen; sie nehmen Abstand von Altersstereotypen und begeistern mit ihren individuellen Persönlichkeiten. Somit werden die Bücher zu berührenden und lustigen Schauplätzen intergenerationeller Begegnungen und Freundschaftsbeziehungen und sind noch dazu eine Umarmung für alle, die ihre Oma vermissen, oder an andere Bezugspersonen denken, die diese Rolle übernommen haben.



Lena Lackmann
Mein verrückter
Tag mit Oma
Knesebeck, 32 S.
Ab 4

Wenn man Lena Lackmanns Buch öffnet, steigt man direkt in einen perfekten Bilderbuchsommertag hinein. Die Sonne scheint und alles sprüht vor Farbe und Leichtigkeit, als die junge Enkelin aus dem Auto springt und von Oma Rosa mit ihrer an Marge Simpson erinnernden pinken, hochstehenden Frisur begrüßt und herzlich in ihrem Abenteuerhäuschen willkommen geheißen wird. Was wollen wir heute machen? Ein Flugzeug aus Karton basteln? Überhaupt kein Problem! Jede Alltäglichkeit wie das Gassigehen mit dem Hund, Kuchenbacken und Stricken wird zum vergnüglichen Erlebnis. Das Entenfüttern wird zur sommerlichen Tea Time, die gigantischen Sonnenblumen im Garten werden mit Wasser versorgt (sie trinken am liebsten mit Strohalm!), die Nachbarskühe kommen zum Kartenspielen. Alles ist bunt, fröhlich, komisch und genau so, wie ein Sommertag sein soll. Oma Rosa macht alles aufregend und lustig und zeigt der kleinen Enkelin, dass man gar nicht viel braucht, um einen superspannenden Tag zu Hause zu verbringen, nur eine Menge Fantasie. Außerdem trifft man selten eine so stylische Großmutter wie Oma Rosa!

Teilen ist echt sowas von blöd, findet Anna, »echt das Allerschlimmste, was Erwachsene je erfunden haben.« Aber sie kann erleichtert sein, denn Oma muss sie nicht teilen, die hat sie in den Ferien ganz für sich allein. Nur diesen Sommer wird alles anders, denn Annas Cousin Tarek kommt dazu, und das geht ihr gehörig gegen den Strich. Auch er scheint nicht begeistert von der Situation und so überlegen sie: Was, wenn sie sich Oma gerecht aufteilen? Er bekommt oben und sie unten? Vorne und hinten? Links und rechts? Das ist es! Links kann Oma Pizza backen und rechts Nudeln kochen, links Karten und rechts Brettspiele spielen. Mit der Zeit scheint Oma aber erschöpft zu sein von ihrem zweigeteilten Leben. Plötzlich auf sich gestellt, spielen die beiden zu zweit weiter und merken, dass teilen gar nicht so schlimm ist wie gedacht. Denn »Liebe wird wirklich mehr, wenn man sie teilt«, und so machen die Sommerferien gleich doppelt so viel Spaß! Oma lässt die beiden gutmütig allein auf eine Lösung kommen und lässt sich von den zahlreichen Experimenten und Streitereien nicht aus der Ruhe bringen. Johanna Lindemanns Bilderbuch führt mit viel Humor und farbenfrohen Illustrationen von Andrea Stegmaier an die kniffligen Thematiken des Teilens und des Wunsches nach Aufmerksamkeit heran, die nicht nur für Einzelkinder relevant sind.



Johanna
Lindemann
Oma teilen
Ill.: Andrea
Stegmaier
Annette Betz,
32 S.
Ab 4

Edgar ist diesen Sommer tagsüber allein zu Hause, aber das macht nichts. Er hat seine Routinen, beobachtet das Geschehen im Wohnhaus und nach besonders schönen Tagen gibt's am Abend einen Glückskaugummi. Als eines Tages Frau Koschitz in den 3. Stock zieht, könnte Edgar nicht aufgeregter sein. Mit Möbeln wie aus einem herrschaftlichen Schloss und den ulkigsten Outfits bringt die ältere Dame als »Discokugel auf zwei Beinen«

Illustration: Lena Lackmann / Knesebeck

neuen Schwung ins Haus und Edgar merkt schnell: Sie ist alles, außer gewöhnlich. Ihr »bunter Salat« besteht aus Gummibärchen, ihre Tabletten bestehen zu 100 Prozent aus Schokolade. Sie bringt Edgar bei, jede Sekunde des Lebens zu feiern, und zwischen einem wilden Opernabend und einer Ganovenjagd wird jeder Tag mit ihr zu einem Glückskaugummi-Tag. Dass seine Eltern noch nichts von dieser abenteuerlichen Freundschaft wissen, ist eine andere Geschichte. Christian Wichmann schafft mit Frau Koschitz eine herzliche Unruhestifterin, die das Leben eines etwas einsamen Jungen mit Licht und Freude erfüllt. Man kann sich von ihren schrillen Ideen nur mitreißen lassen, auch dank der charmanten Illustrationen von Julia Christians, die zusätzlich zum Schmunzeln bringen.



Christian Wichmann
Eine Oma für alle Fälle
Ill: Julia Christians
Carlsen, 96 S.
Ab 6

Omas Katze ist die älteste Katze der Welt! Das sagt sie jedenfalls und wird nicht müde, die Geschichte der wandelbaren schwarzen Katze zu erzählen, die sie schon so lange begleitet. Ihr Enkelkind erzählt die beachtliche Biografie der flauschigen alten Begleiterin möglichst detailgetreu nach, und immer, wenn ihm etwas verdächtig vorkommt (Zwischenfragen erstrahlen inmitten der liebevollen Illustrationen in Rot), findet Oma einen Grund, warum die Katze sich verändert hat. Aber nein, nein, das ist natürlich immer noch dieselbe Katze! Dieses unsterblich treue Haustier begleitet sie durch die vielen Phasen ihres Lebens als Schülerin, Kunstlehrerin, Mutter, Seniorin und Witwe. Lorenz Pauli veranschaulicht behutsam und berührend, dass nicht nur Kinder, sondern auch Omas manchmal Geschichten brauchen, die ihnen Halt geben. Wie eben jene der ältesten Katze der Welt, dank der sie sich sicher und geborgen fühlt. Da kann das liebe Enkelkind sie doch in dem Glauben lassen, dass es nie eine andere Katze gewesen ist als die allererste, die vor so vielen Jahrzehnten durch ihr Fenster geklettert kam, oder?



Lorenz Pauli
Die unglaublich alte Katze
Ill: Nele Palmtag
Atlantis, 32 S.
Ab 5

Das neue Bilderbuch von Dave Eggers lässt eine Oma und ihren Enkelsohn auf eine mystische Fantasiereise gehen. Großmutter's erhabener Blick und ihre gelbe Weste mit braunen Flecken passen zu ihrem Plan, für heute Abend Jaguare zu sein. Der Bub ist zuerst zaghaft, als sie sich knurrend auf den Teppichboden hockt, doch dann wird er mit ihren Anweisungen zu einem richtigen Raubtier! Die beiden ziehen in die Nacht hinaus und ihre Kleidung wird zu Fell, ihre Hände und Füße zu mächtigen Tatzen. Die Farben der eindrucksvollen Illustrationen von Woodrow White, erstellt mit Gouache, Acryl und digital, werden dunkler mit Violett und Dunkelgrün, ihr Fell leuchtet im Kontrast zur Finsternis fluoreszierend. Zeit und Raum werden vergessen, so sehr sind sie in ihr Abenteuer vertieft, nur im Spiegel eines silbernen Sees sind ihre menschlichen Gestalten noch zu erkennen. Dave Eggers und Woodrow White haben ein anspruchsvolles, kuriozes Bilderbuch geschaffen, das an die außerordentliche Kraft der Fantasie erinnert, sowie daran, dass auch ältere Menschen ab und zu entkommen und die echte Welt für eine Weile verlassen wollen. In diesem Fall eben, um als freier und mächtiger Jaguar die Welt zu durchstreifen.



Dave Eggers
Als wir Jaguare wurden
Ill: Woodrow White
Ü: Lena Riebl
Atlantis, 44 S.
Ab 5

Besonders schön an diesen fünf Bilder- und Kinderbüchern ist, dass jede Großmutter als individuelle Protagonistin auftritt und nicht aufs Großmuttersein reduziert wird. Die eine ist eine schrille Abenteuerin, die andere eine gemütliche und fürsorgliche Dame, die nächste ist eine nicht verwandte Freundin für einen Nachbarsjungen, eine weitere erzählt von ihrem facettenreichen Leben, und die letzte ist im Herzen ein wildes Raubtier.

Jede Oma ist nicht nur eine Oma, sondern eine Frau mit vielschichtiger Vergangenheit, die schließlich mitbestimmt, wie die Beziehung zu ihren Enkelkindern aussieht. ■

WAS, WENN ICH MICH ENTZIEHE



Was, wenn ich mich für einen Moment der Welt entziehen möchte? Wenn ich für eine Weile keine Lust mehr habe auf Gesellschaft, Stadtlärm und Gespräche?

HEINZ JANISCHS lyrische Gedanken greifen NICOLE VÖGELIS modern-ent-rückte Bilder auf und verstärken die Sehnsucht nach Abgeschiedenheit und Einkehr. Zusammen entfaltet sich ein beeindruckendes Kaleidoskop der Stille eines einzelnen Tages.

Ab 14 Jahren

ISBN: 978-3-948743-44-4
Preis: 26 € (D) / 26,80 € (A)



Magische Häuser

Von Tina Reiter

Ist ein Haus magisch, kann das zauberhaft-faszinierend sein oder gruselig-bedrohlich. So oder so: ein Stoff für gute Geschichten

Magische Häuser kennen wir aus Literatur, Film und Serien zahlreiche: Hier seien zum Beispiel das Haus der Familie Black am Grimmauldplatz 12 in London genannt, das Harry Potter von seinem Patenonkel Sirius erbt, das süße – und tödliche – Lebkuchenhaus aus »Hänsel und Gretel«, das Bates-Haus in »Psycho« oder auch Vecnas Villa aus der Kultserie »Stranger Things«. In diesem Frühling lässt sich diese Liste gleich um zwei Neuzugänge erweitern: »The House Saphir« und »Die magische Villa«.

Wobei ersteres eindeutig unter die Kategorie »gruselig-bedrohlich« fällt. »Märchen-Queen« Marissa Meyer lässt uns in ihrer Blaubart-Adaption in das Château der Familie Saphir eintreten, in dem der Geist des grausamen Frauenmörders Graf Bastian Le Bleu spukt. Damit sich das ändert, wird die aus einer langen Reihe von Hexen stammende Mallory Fontaine vom letzten Spross des Adelshauses Saphir, Armand, engagiert und reist mit ihrer Schwester Anaïs zum alten Herrenhaus. Problem dabei: Mallory kann zwar Geister, wie die der drei ermordeten – und höchst unterhaltsam charakterisierten – Ehefrauen, sehen und mit ihnen sprechen, doch wegzaubern kann sie sie nicht so einfach. Vom Haus selbst ist sie fasziniert und liefert uns eine detaillierte Beschreibung eines klassischen Spukschlusses: »Das Château war ein Monument aus Kalkstein. Mallorys hungriger Blick wanderte über die schmalen Bleiglasfenster mit Rautenmuster, die gewölbten Gauben im schwarzen Schieferdach, die ausschwärmende Armee gemauerter Kamine. Säulen und Giebel prägten die Erscheinung des historischen Gebäudes, sowie kunstvolle Konsolen und bogenförmige Nischen in den Mauern, in denen Statuen geflügelter Dämonen und Fabeltiere standen. Imposant wirkte es, prächtig ...« Drinnen lauern dann nicht nur der serienmörderische Vorfahr des gutaussehenden Armand,



Marissa Meyer
The House Saphir. Der blutige Schlüssel
Ü: Aimée de Bruyn
Ouboter
arsEdition, 432 S.
Ab 14

alle möglichen Monster, verbotene Räume und misstrauisches Hauspersonal, sondern auch ein weiterer brutaler Mord, eine mutmaßlich gefährliche Liebe und eine dunkle Vergangenheit, die Mallory einholt. Spannend bleibt diese mit vielen Gothic-Elementen und schwarzem Humor gespickte Romantik-Fantasy und Krimigeschichte bis zum Schluss.

Weit freundlicher geht es da in Nina Blazons Kinderroman »Die magische Villa. Eine Freundschaft voller Zauber« zu. Die alte Villa neben Lucys Wohnhaus war früher der allerliebste Spielort von ihr und ihrer besten Freundin Maya. Jahre später beobachtet Lucy höchst seltsame Gestalten im Garten und die beiden beschließen, zusammen mit ihrem neuen Schulkollegen Tim, dem nachzugehen. Der Anblick der Villa sorgt für Staunen: »Und die Villa, die zwischen wuchernden Büschen und unter Bäumen im Gras kauerte, wirkte wie ein verwinkeltes Feenschloss. Sie sah überhaupt nicht mehr auffällig aus, sondern war noch magischer und verwunschener als in Lucys schönsten Erinnerungen. Die zierlichen Erkertürmchen aus weiß gestrichenem Holz leuchteten sanft im Schatten der Bäume.« So einladend-warm wird dieses Haus hier im Gegensatz zu Blaubarts Spukschloss beschrieben und drinnen herrscht kein mordender Geist, sondern eine freundlich gesinnte Fee. Lucy, Maya und Tim finden heraus, dass die Villa in Wahrheit ein verborgenes, unterirdisches Hotel ist, das allerlei magischen Geschöpfen in Not Schutz bietet. Für die Kinder beginnt ein großes Abenteuer, allerdings bleibt alles recht unaufregend. Die Erzählung erinnert so mehr an ein Ponyhof-Buch, nur, dass es hier um Nixen, Baummädchen und Drachen geht, die versorgt werden müssen. Stoff für weitere, vielleicht spannendere Geschichten beinhaltet »Die magische Villa« allemal. Wer weiß, was hinter verschlossenen Türen noch wartet? ■

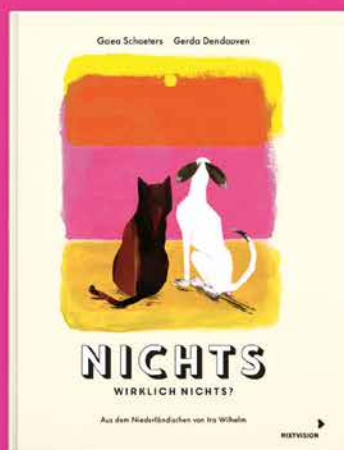


Nina Blazon
Die magische Villa. Eine Freundschaft voller Zauber
Penguin Junior,
272 S. Ab 9

GAEA
SCHOETERS

Bilderbuch
Debüt

Gaea Schoeters – Gerda Dendooven
NICHTS, WIRKLICH NICHTS?
ISBN 978-3-95854-252-5
64 Seiten, gebunden
17,50 € (A) • ab 5 Jahren



»Ein absolutes Spektakel.
Verspielt, provokant
und tiefgreifend (...)«

DE MORGEN



MIXTVISION

JAKOB TISCHLER

JAKOB LIEST...

JAKOB TISCHLER, 18 Jahre, lebt mit seinen Eltern und seiner älteren Schwester in Oberösterreich. Wenn er sich im Gymnasium Schlierbach nicht gerade mit mittelalterlichen Sonetten oder lateinischer Rhetorik auseinandersetzt, widmet er sich in seiner Freizeit gerne Sprachen und vor allem der Sprache der Musik.

Im Rauch liegt die Wahrheit

Die Eskapaden einer zerbrochenen Demokratie führen im amerikanischen Paralleluniversum zum Zerfall der Gesellschaft. So thematisiert auch Nick Brooks neuer politischer Jugendroman »Up in Smoke« die Folgen einer Regierung, die auf Rassismus und konservativen Werten aufgebaut ist. Brooks erzählt keine ferne Dystopie, sondern eine beunruhigend vertraute Realität, in der gesellschaftliche Spannungen jederzeit in Gewalt umschlagen können.

Im Mittelpunkt steht Cooper King, ein rebellischer Jugendlicher, der zwischen Anpassung und Moral hin- und hergerissen ist. Unter dem Druck seines älteren Freundes Jason, lässt er sich während eines Protestmarsches zu einer folgenschweren Aktion hinreißen. Als plötzlich Schüsse fallen und jemand ums Leben kommt, scheint Coopers Welt zu zerbrechen. Tatverdächtiger ist nämlich Jason – seine drei Kumpanen werden noch gesucht. Mit Monique, Jasons Schwester, beginnt der Kampf um die Wahrheit aber erst richtig, denn ihr kompromissloser Drang, falsche Schuldzuweisungen aufzudecken und die Probleme der Stadt zu lösen, verstrickt sie zunehmend in einen Strudel gefährlicher Abenteuer und brutaler Wahrheiten.

Der Schreibstil ist schnörkellos, direkt und dennoch atmosphärisch. Brooks versteht es, Dialoge realistisch wirken zu lassen und die Handlung

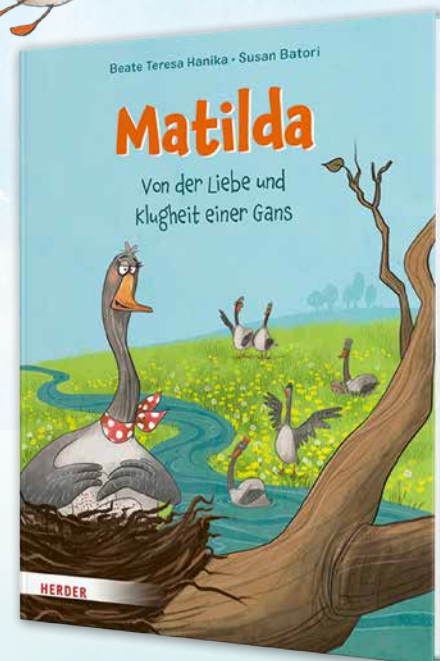
natürlich voranzutreiben. Die Perspektivwechsel sorgen für Nähe zu den Figuren und machen ihre Ängste, Zweifel und moralischen Dilemmata nachvollziehbar. Dabei behandelt der Autor Themen wie strukturellen Rassismus, Polizeigewalt und mediale Vorverurteilung mit spürbarer Ernsthaftigkeit, ohne den Roman in eine politische Predigt zu verwandeln.

Besonders überzeugend ist die Balance zwischen Thriller und emotionaler Tiefe. Die sich langsam entwickelnde Beziehung zwischen Monique und Cooper wirkt glaubwürdig und erhöht die Fallhöhe der Geschichte zusätzlich. Nick Brooks gelingt ein Jugendroman, der unterhält, aufrüttelt und lange nachwirkt – ein packender Beweis dafür, dass Spannungsliteratur politisch sein darf, und muss. ■

Nick Brooks
Up in Smoke. Was tust du,
wenn die Wahrheit nicht zählt?
Ü: Sabine Schilasky
ONE, 288 S.



Über eine mutige Gans, die ihren eigenen Weg geht



Beate Teresa Hanika
Matilda
32 Seiten | € 18,00 (D) / € 18,60 (A)
ISBN 978-3-451-71758-1

Am flaschengrünen Fluss vor der Stadt lebt eine Gänsekolonie. Die Gänse sehen sich äußerlich alle ähnlich, sind aber doch verschieden. Besonders Matilda. Oft sitzt sie am Fluss, denkt über wichtige Dinge nach und schmiedet einen mutigen Plan: Sie brütet ihre Eier hoch in den Baumwipfeln in dem verlassenen Nest des Fischadlers aus. Die anderen halten sie für verrückt. Doch dann stellt sich heraus, dass das letztlich der sicherste Platz für die kleinen Gänsekinder ist ... Eine Geschichte zum Thema Anderssein, die das Selbstbewusstsein stärkt.

HERDER

www.herder.de

DREIMALDREI

Von Katharina Portugal

KINDERBUCH



Marcus Raffel
Flora Brimble und der verlorene Frühling
Ill: Maximilian Meinzold
Thienemann, 336 S.

Flora Brimble erfindet am liebsten Geschichten. Das Abenteuer, das ihr selbst passiert, hätte sie sich jedoch nie ausmalen können. Begleitet von einem Kobold und dem Eichhörnchen Parzival, muss sie sich auf die Suche nach der Maikönigin machen, damit das englische Dorf, in dem sie lebt, nicht für immer in winterliches Grau gehüllt bleibt, sondern stattdessen wieder der Frühling einziehen kann. Marcus Raffel kreiert eine fantastische Welt für junge Leser/innen, die nicht gruselig ist, und gliedert sie in kurze, episodenhafte Kapitel. Besonders beeindruckend ist die sprachliche Gestaltung mit genauem Blick und feinem Humor. Und warum sollte man nicht in eine Welt eintauchen wollen, in der die Zeit nach Stachelbeerkompott schmeckt.



Sara Pennypacker
Das Glück liegt hinter der Hecke
Ill: Jens Rassmus
Ü: Uwe-Michael Gutschhahn
dtv, 320 S.

»Wirklich angesehen zu werden war eine völlig neue Erfahrung für Leeva, die ihr das Gefühl gab, realer zu sein.« Protagonistin Leeva wächst bei wenig fürsorglichen Eltern auf, sie ist einsam und versucht, sich die Welt anhand der Seifenopern zu erklären, die ihre Mutter schaut. Das ändert sich, als sie eines Tages ausbricht und dabei auf eine Bibliothek stößt. Die familiären Rahmenbedingungen, die Widerspenstigkeit und Eigensinnigkeit der kindlichen Protagonistin sowie die teils absurden Regeln, die mit ihrer Figur einhergehen, erinnern unter anderem an Roald Dahls »Matilda«. Wenn man sich auf die Nicht-Logik und Skurrilität einlässt, wartet ein unterhaltsames und kurzweiliges Leseerlebnis, inklusive Hommage an Bibliotheken. Die deutsche Übersetzung wurde von Jens Rassmus neu illustriert.



Gregor Wolf
Fux Witterling und die Quelle der Magie
Ill: Malin Neumann
Ueberreuter, 352 S.

Fux Witterling wurde als kleines Kind von seinem Vater in das Dorf Himmelsgabe bei seinem Onkel abgegeben und hat das Dorf seither nicht verlassen. Als er eines Tages alleine zu Hause ist und vermeintlich gestrandeten Wanderern Unterschlupf gewährt, stehlen sie ein – wie sich später herausstellt – wertvolles, magisches Artefakt. Was als Verfolgung beginnt, wird zu einer Heldenreise, die bekannte Fantasy-Motive bedient: Außenseiter mit verborgener Fähigkeit und die unerwartete Verantwortung, die damit einhergeht. Wolf erzählt atmosphärisch und mit gutem Gespür für Tempo. Gerade für junge Fantasy-Neulinge ist die Geschichte spannend und kurzweilig, ohne dass die magische Welt zu komplex ist. ■

JUGENDBUCH

Was eine gewöhnliche und gewohnte Zugreise sein sollte, wird zu einer Fahrt in dystopische Umstände. Protagonistin Margo landet in einer gänzlich fremden Welt, in der Zeit die entscheidende Ressource ist: Die Menschen im Norden haben nur einen sechsstündigen Tag. Personen, die im Süden leben, führen ein langes Leben im Wohlstand. O'Donoghue entwirft eine originelle, politisch aufgeladene Kulisse, vor der sie aus zwei Perspektiven eine Liebesgeschichte erzählt, für die wortwörtlich keine Zeit bleibt. Sie thematisiert Machtverhältnisse, Privilegien und die Frage nach Prioritäten, ohne dass die Spannung gebrochen wird. Band 2 kann somit nicht früh genug erscheinen.



Caroline O'Donoghue
Skipshock. Zwischen Augenblick und Ewigkeit
Ü: Barbara König
Fischer Sauerländer, 512 S.

»Das wird ein wunderbarer Sommer«, sagte sie fest, als müsste sie es nur laut genug aussprechen, damit ihre Worte wie bei einem Zauberspruch wahr würden.« Da Calisa nach einer hässlichen Trennung den Sommer keinesfalls in Brooklyn verbringen will, entschließt sie sich, zu ihrer Großtante nach Vermont zu fahren. Dort erwartet sie ein heruntergekommenes Bed & Breakfast, ein nicht besonders herzlicher Empfang durch ihre Tante und die Gäste verhalten sich seltsam. Es wartet nicht nur ein magisches Geheimnis auf sie, sondern auch eine neue Liebe. Für Fans von unaufgeregten, aber charmanteren magischen Erzählungen – »Cozy Fantasy« – hervorragend geeignet. Für alle, die ein bisschen mehr Handlung oder Tiefgang möchten, vermutlich zu eintönig.



Sarah Beth Durst
The Faraway Inn. Wo Magie zu Hause ist
Ü: Sara Riffel
Loewe, 400 S.

Beth March wird am Neujahrstag tot aufgefunden, schnell ist klar, dass es ein Verbrechen gegeben haben muss. Danach entspinnt sich ein relativ klassischer Jugendthriller mit kurzen Kapiteln, häufigen Wendungen und wechselnden Verdächtigen. Die Geschichte wird, als ansprechender Wechsel aus Gegenwart und Rückblenden, aus den vier Perspektiven der Schwestern erzählt. Dass der Vater der Schwestern als viral-gehender Buchautor zum Ausgangspunkt der Katastrophe wird, muss man als Prämisse akzeptieren wollen, davon abgesehen ist die Handlung gut und spannend erzählt. »Beth Is Dead« ist ein kurzweiliges Leseerlebnis mit Querverweisen zu Louisa May Alcotts »Little Women«, in dem die Charaktere nicht nur an der Oberfläche behandelt werden. ■



Katie Bernet
Beth Is Dead
Ü: Katharina Ganslandt
dtv, 448 S.

BILDERBUCH

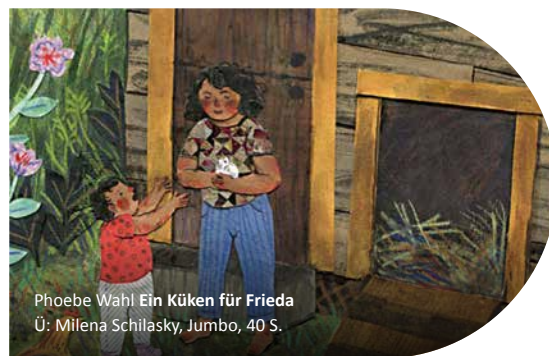
Während die meisten Kinder auf den Sommer (und die Ferien) hinfiebern, sieht Lena das anders, denn: Das Beste am Sommer ist der Schatten! Eincremen nervt, dass das Eis so schnell schmilzt, ist lästig, und ständig rausgehen zu müssen, kann mit drinnen bei Regen Bücher vorgelesen zu bekommen, auch nicht mithalten. Die angekündigte Sonnenfinsternis scheint ihr daher ganz recht zu kommen. Als sich die Welt dann tatsächlich Stück für Stück verdunkelt, will sich das erwartete Glücksgefühl aber nicht einstellen. Die großflächigen farbenfrohen Illustrationen von Lucia Zamolo bringen Leben in die kindliche Erfahrungswelt und transportieren Freude und Frustration überzeugend.

Der Vater gibt Frieda eine große Aufgabe: Sie soll sich um das Wohlergehen von drei Küken kümmern. Fürsorglich zieht sie diese groß, bis eines Nachts ein Fuchs eines davon reißt. Der Wut von Frieda begegnet der Vater mit der Geschichte vom Fuchs, der sich – so wie Frieda um die Küken – um seine Fuchsbabys kümmern muss. Der Wunsch, über die Nahrungskette und den Kreislauf des Lebens aufzuklären, steht hier leider über dem Anspruch, eine gute Geschichte zu erzählen. Ob der sanfte Ton kleine Kinder wirklich darüber hinwegtröstet, dass das liebevoll gewonnene Huhn gefressen wurde, sei dahingestellt. Die Illustrationen sind allerdings bemerkenswert und schaffen einen spannenden visuellen Hintergrund, dem durch Collagenelemente zusätzliche Textur verliehen wird.

Das Setting dieses Auftakts einer fünfbändigen Reihe ist düster: Der Vater ist vor der Geburt verschwunden, die anderen Hundebabys des Wurfs sind gestorben und die Mutter nennt ihn Katze, weil Katzen selbstständig sind, und verlässt ihn dann ebenfalls. So zieht der Hund namens Katze einsam durch die finnische Provinz. Bis er in einem Vorort von Helsinki einen Obdachlosen trifft und sich eine Freundschaft entwickelt, die die beide aus ihrer Einsamkeit befreit. Es ist ein vielschichtiges Buch, in dem auch Gesellschaftspolitisches transportiert wird – auf der Text- und Bildebene gleichermaßen beeindruckend. Die Altersempfehlung ab sechs Jahren ist sinnvoll und auch dann empfiehlt sich das gemeinsame Lesen und Besprechen der Geschichte. ■



Matthias Kröner **Die Sonne nervt!**
Ill: Lucia Zamolo, Beltz & Gelberg, 30 S.



Phoebe Wahl **Ein Küken für Frieda**
Ü: Milena Schilasky, Jumbo, 40 S.



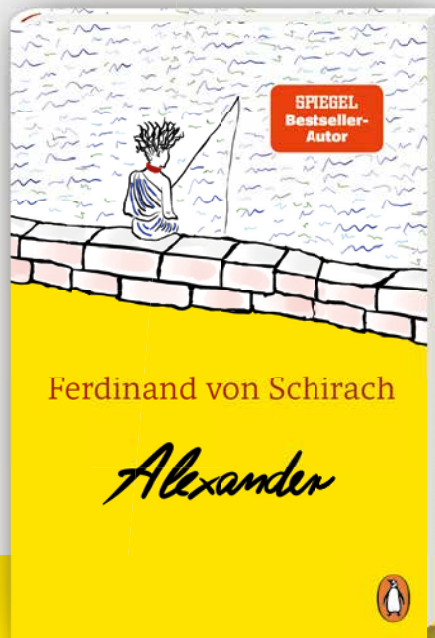
Tomi Kontio **Ein Hund namens Katze**
Ill: Elna Warsta, Ü: Maximilian Murmann, Jupitermond, 32 S.

© Julia Sehnemann

Klug,
warmherzig
und humorvoll

Das erste
Kinderbuch von

Ferdinand von Schirach



Hardcover, 160 Seiten
18,00 € [D]
18,50 € [A] 25,50 CHF
978-3-328-30481-4

Auch als E-Book
und Hörbuch erhältlich

PENGUIN
JUNIOR

MIRABILIA

Susanne Rettenwander gräbt antiquarische Goldstücke aus.

Die Kunst der Haartracht

Irmingard Straub und die Frisuren der Jahrhunderte



»Es ist eine ganz persönliche Angelegenheit, das Wie-frisiere-ich-mich. Die Trägerin muss sich nur so weit kennen, daß sie genau fühlt und weiß, wie sie ihr Wesen unterstreichen muß«, resümiert die heute unbekannte Künstlerin und Illustratorin Irmingard Straub (1904–1987) in einem der wenigen zugänglichen Zeugnisse, die sie in den Tiefen von Bibliotheksbeständen und antiquarischen Bücherregalen ihrer Nachwelt hinterlassen hat: ein schmuckes, knapp fünfzigseitiges Bändchen mit dem durchaus ambitioniert anmutenden Titel »Die Frisur aller Zeiten« (1940). Die Künstlerin, Illustratorin und Expertin für Haartracht bleibt weitgehend eine mysteriöse Figur, deren eigene Coiffure leider nicht mehr – etwa auf überlieferten Fotografien oder (Selbst-)Porträtskizzen – rekonstruierbar ist. Ihre frühesten Spuren deuten auf eine erfolgreiche formale Ausbildung als Künstlerin sowie eine besondere Vorliebe für Grotesken und Märchen. Im Jahr 1923 fertigte sie eine Schülerinnenarbeit in den Werkstätten der Kunstgewerbeschule München. Dort setzte, druckte, illustrierte und band sie im kleinen Büchlein »Der Säugling. Die vorzügliche Kaffeemaschine«, ausge-

wählte Erzählungen von Hermann Harry Schmitz (1880–1913), der in seinen radikal-surrealistischen Grotesken mit Vorliebe gegen die Verbohrtheit des deutschen Kleinbürgertums vorging. Ein Jahr später schloss sie das Sommersemester 1924 mit einer ähnlichen Arbeit ab und gestaltete das Büchlein »Aus den Märchen von August Kopisch: Oennerbänkissen«, das sie in insgesamt 28 nummerierten und handsignierten Exemplaren vorlegte. Im Gegensatz zur ersten Schülerinnenarbeit, in der sie auf handkolorierte Holzdrucke setzte, spezialisierte sie sich im zweiten Projekt auf handkolorierte Steinzeichnungen – die Lithografie sollte später, gemeinsam mit dem Scherenschnitt, zu ihrer bevorzugten Technik werden. Eingebettet in die pulsierende Münchner Kunst- und Literaturszene der 1920er-Jahre, taucht sie kontinuierlich als Illustratorin für die legendären »Fliegenden Blätter« auf. Ab 1928 sind mindestens acht detailreich gearbeitete Scherenschnitte in der satirischen Wochenzeitschrift nachweisbar, die Erzählungen, Märchen oder Gedichte etwa von Friedrich Freksa (1882–1955), dem Mundartdichter Hermann Franz (1877–1953) oder dem

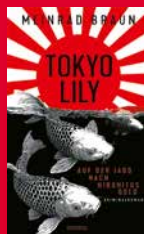
Fotos: Österreichische Nationalbibliothek

SCHAUKASTEN

kürzlich wiederentdeckten jüdischen Phantasten Leo am Brühl schmücken. Mit zunehmender Etablierung häufen sich ihre Porträts von herausragenden Persönlichkeiten verschiedenster beruflicher Sparten. Neben einem Porträt des Arztes und Schriftstellers Hans Carossa (1878–1956) finden sich Porträtskizzen vom Zeppelinkapitän Hugo Eckener (1868–1954) oder von Röntgenpionier Rudolf Grashey (1876–1950). Ihre weitreichenden Bekanntschaften gingen nicht zuletzt auf die Tatsache zurück, dass sie in die einflussreiche Münchner Ärztedynastie einheiratete: Ab den frühen Dreißigerjahren wird sie in einschlägigen Künstler/innen-verzeichnissen mit dem Doppelnamen Straub-Grashey geführt. Ihre Gesinnung dem nationalsozialistischen Regime gegenüber ist nicht zur Gänze nachzuvollziehen, zweifellos konnte sie aber unbehelligt und ohne Einschränkungen leben, arbeiten und veröffentlichen. So vertiefte sie sich während der Zweiten Weltkriegsjahre in ihrem eingangs eingeführten Hauptwerk »Die Frisur aller Zeiten« in die jahrhundertelangen Traditionen der Haargestaltung in verschiedensten abendländischen Kulturen und Epochen. Kurztexte führen mit kompaktem Informationsgehalt durch die Jahrhunderte und ihre jeweiligen Präferenzen hinsichtlich Haarlänge und -dicke, Scheitelführung, Flechttechniken, Perücken, Kopfbedeckungen oder Blumenschmuck. Dem Textteil stellt sie einen zweiten, ihren vorangegangenen Arbeiten näherstehenden, illustrierenden Abschnitt nach. Um ihrer Leser/innenschaft einen lebendigen Eindruck des Sachverhalts zu vermitteln, entwarf sie insgesamt 79 Tuschestepinselsezeichnungen, die präzise die Haar-Eigentümlichkeiten der alten Ägypter (um 450 v. Chr.) bis zu jenen der Vierzigerjahre visualisieren. Die physiognomische Darstellung der weiblichen wie männlichen Köpfe und Büsten, sowohl in Frontal-, Rücken- als auch in Profilansicht, ist keinesfalls antisemitisch oder rassistisch geprägt, wohl aber der nationalsozialistischen Ideologie eines »Herrenvolks« zuträglich. Mit kritischer Distanz bleiben sie bis zum heutigen Tag ein besonderes Fundstück zur Haarmode, jener »ganz persönlichen Angelegenheit« und vielleicht wichtigsten Nebensache der Welt. ■

Druckfrische Neuerscheinungen,
die wir Ihnen für die kommenden Wochen
online besonders empfehlen möchten

Exklusive
Leseproben
online



David Bröderbauer
**Acker, Baulücke,
Deponie.**
Ein Brachenatlas
Matthes & Seitz

Joey Goebel
Sunset Flip
Diogenes

Judith Schalansky
**Marmor, Quecksilber,
Nebel. Woraus die
Welt gemacht ist**
Suhrkamp

Nora Osagiobare
Daily Soap
Kein & Aber

Meinhard Braun
Tokyo Lily.
Auf der Jagd nach
Hirohitos Gold
Emons

Michael Lemster
Die Wagners.
Eine Familie zwischen
Macht und Musik
Benevento

Hans Pleschinski
**Bildnis eines
Unsichtbaren**
C.H.Beck



Finden Sie alle
Rezensionen
zu den
Büchern auf:
buchkultur.net
oder Instagram:
@buchkultur

*Die Auswahl der Schaukasten-Bücher erfolgt nach redaktionellen Kriterien. Den Verlagen wird dabei die Möglichkeit gegeben, die dazugehörigen Marketingmaßnahmen zu unterstützen.

ZUR SPRACHE KOMMEN

In der Reihe »Zur Sprache kommen«
schreiben abwechselnd Autor/innen
über ihr Verhältnis zur Sprache.

Alles gut oder Von der Sprache ganz zu schweigen

Von **Xaver Bayer**

Sprachverfassung Worte wie Schindeln weitergehend sich überlappend Schreiben ist eben nicht Sprechen Wenn ich mich mit jemandem unterhalte muss ich beim Zuhören das Gehörte in meine eigene Sprache synchronübersetzen und bevor oder während ich antworte muss ich flugs meine Gedanken der Sprache meines Gegenübers verständlich machen Ich antworte indem ich Menschensprache imitiere Ich bin meine Sprache Wie ist meine Sprache Ein Aufundab von lärmigem Rauschen übereinander gelegten Lauten Klängen Büschel von Phonemen ein Chor von Wörtern und Sätzen vielschichtig Am ehesten der Traumsprache ähnlich wo es kaum Syntax der Übereinkunft gibt kaum Verständnis für einander Das Ausufernde wird am Ausufern gehindert indem Wörterlassos ausgeworfen und Satzhürden errichtet werden Wie immer alles eine Frage der Form des Rahmens des Zauns Sinnig der homersche Ausdruck vom Gehege der Zähne dem die Worte entfliehen dem sie entkommen Die dem Zahnzaun entschlüpfen Wörter können nicht wieder eingesogen werden Versucht man es dennoch entsteht ein Geräusch der Vergeblichkeit Dieses hörbare Einsaugen der Luft dieses Nachinnenzischen kommt allerdings den Gedanken näher als Worte sie je abbilden könnten Ein dauernder Wettlauf zwischen Wörtern Den Startschuss gibt eine Assoziation Beim Habhaftwerdenwollen entzieht sich das Wort Jedes Wort enthält einen Wirkstoff Jeder Satz ist ein Zauberspruch Das Zusammenspiel macht es die zufällige oder beabsichtigte Mixtur Wörter und Sätze



können hören Wörter stehen in Konkurrenz Stärkere Wörter verbünden sich gegen schwächere fallen dann aber auch einander gelegentlich in den Rücken Manche Wörter sind hochtrainiert verdrängen aussagekräftigere Manche Sätze sind wie eine Pflanze die sich zwischen anderen Pflanzen durchsetzt und irgendwann alles umschlingt und überwuchert Stichwort Kudzu die kann Bäume ganze Wälder ersticken Ein Beispiel für solche Parasiten eine Beschwichtigungsfloskel die man seit einiger Zeit verbreitet hört Alles gut Bestenfalls ein frommer Wunsch Denn es ist ja bei weitem nicht alles gut Ein anderes Beispiel Schieß mich tot Das sagt man wenn man als Sprecher die Vagheit einer Situation oder eines Verhältnisses und sein eigenes Unvermögen oder seinen eigenen Unwillen sich auf einen konkreteren Sachverhalt festzulegen andeuten möchte In einer Zeit der grassierenden Amokläufe und Kriege aufgekommen Beispiele für sinnentleerte Styroporsätze die unfreiwillig eine andere Ebene aufzeigen Kratzwort Apropos einige meiner Texte sind ein Grimassenschneiden angesichts einer Gesellschaft in der ich mich nicht wohl fühle angesichts einer Welt die nicht die meine ist Kurzer Schreck bei einem unerwarteten Blick in einer Buchhandlung auf ein Buch von mir Dieser Autor heißt ja wie ich Freiheit scheint für eine Weile noch am ehesten in Gedichten verborgen in der Verweigerung der herkömmlichen Syntax des gewöhnlichen Vokabulars

Foto: Vasilis Bakalos

Eben alles was dem technokratischen Pragmatismus entgegenwirkt Machtwort Das Schreiben eines Gedichts ist womöglich der Versuch freihändig und in einem Zug einen exakten Kreis zu zeichnen ohne technischer Zuhilfenahme Schreiben ist überhaupt keine Sprache Schreiben ist die Abwesenheit von Sprache Ich komme gar nicht zur Sprache Ich bin gar nicht in der Welt Wirkliches Sprechen mit Menschen ist unmöglich Man kann nur mit Tieren oder Pflanzen oder Dingen sprechen Das Sprechen mit Menschen ist wie das wohltemperierte Klavier ein Kompromiss Aus mathematisch als exakt definierten Tönen ergibt sich kein harmonischer Zusammenklang Erst durch Verstimmung der Töne kann Harmonie entstehen Mit

»Und ebenso vielleicht liegt der Wert von Literatur darin dass sie zu nichts zu gebrauchen ist dass man ohne sie genauso leben kann dass sie keinen Mehrwert generiert dass sie die Welt nicht verändert«

Wörtern und Sätzen eines Gesprächs ist es ähnlich Durch Zugeständnisse an das Gegenüber wird eine Illusion von gegenseitigem Verständnis zustandegebracht und behauptet Im Schreiben wiederum ist das Gegenüber das Papier wie ein Spiegel Die Wörter und Sätze schreibende Hand legt frei und hebt auf Oder ist dieses Gegenüber der unsichtbare Zwilling Wenn etwas durch ein Gefühl entsteht dann ist dieses Gefühl im betreffenden Kunstwerk gespeichert Unter den geeigneten Bedingungen wieder hervorgerufen kann zum Beispiel ein Gedicht das Gefühl das zu seiner Entstehung geführt hat wieder abgeben Ein wahrhaftes Kunstwerk wie ein wahrhaftes Gedicht ist gleichsam ein Perpetuum mobile Schreiben als eine Art Freilegung So wie Archäologen bei einer Ausgrabung teils mit Pinseln verschüttete Artefakte zum Vorschein bringen tue ich es mit Wörtern jedes Wort ein Pinselstrich Und jeglicher

Strich bestäubt mit dem Sand eines freigelegten Wortes ein benachbartes das dadurch bedeckt wird so wie Klänge in einem Klavierstück einander überlagern Ich reibe mein Muster frei um mich mit ihm auszutauschen Man schafft beim Schreiben mit jedem Buchstaben einen Geist ein Denkmal die erstbeste Möglichkeit sich in Distanz zu sich selbst zu setzen Und wer weiß vielleicht gibt es transzendente Mikroben die sich von unserem Gedankenstaub ernähren Und ebenso vielleicht liegt der Wert von Literatur darin dass sie zu nichts zu gebrauchen ist dass man ohne sie genauso leben kann dass sie keinen Mehrwert generiert dass sie die Welt nicht verändert Wozu auch Sprachverwahrung Verstehen wir sie für diesen Moment lieber als ein Spiel unter Freunden ein Spiel an einem Spätsommernachmittag im Gastgarten eines Lokals an einem dieser Abende an denen man sich zum ersten Mal wieder im Freien eine Jacke anziehen muss weil einen schon ein bisschen fröstelt Das Spiel wird aber nicht beendet auch wenn der letzte Satz des Buches geschrieben und gelesen ist sondern es bleibt da als Bild auf diesem unbesetzten Tisch eine unvollendete Schachpartie mit Würfeln die der Kellner später wenn der Wind aufkommt zusammenpackt und in der Ablage unter der Kassa verstaut Eigenartig denkt er denn er kann sich nicht erinnern dass einer der Gäste heute ein Schachbrett verlangt hat Und dazu noch Würfel seltsam Später als er die Tische abwischt erinnert sich der Kellner es fällt ihm ein dass da ja doch zwei Menschen saßen mit einander spielten und plötzlich ist die Erkenntnis konkret und greifbar Und derart hat die Literatur mit unserem Leben zu tun Wer könnte das leugnen ■

Xaver Bayer
Hauch
Jung und Jung, 224 S.



Xaver Bayer, geboren 1977 in Wien, studierte Philosophie und Germanistik. Für sein Werk erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, u. a. 2008 den Hermann-Lenz-Preis und 2020 den Österreichischen Buchpreis für »Geschichten mit Marianne«, zuletzt erschien der Briefroman »Hauch« (beide bei Jung und Jung). Er lebt als freier Schriftsteller in Wien.

DIE WELT VON BOOKSTAGRAM:

Wir stellen Creator/innen mit ihren neuesten Buchempfehlungen vor.



**Tino
Schlench**

Auf meinem Blog @literaturpalast – eine Anspielung auf die hübsch maroden Kulturpaläste des ehemaligen Ostblocks – beschäftige ich mich seit über sieben Jahren mit den Literaturen Mittel- und Osteuropas. Ergänzt werden Instagram-Account und Webseite seit 2020 durch den Podcast »Literaturpalast Audiospur – Geschichten aus Südosteuropa«, eine Kooperation mit dem Netzwerk Traduki (S. Fischer Stiftung). Ich moderiere regelmäßig Veranstaltungen, bespreche Bücher für den Deutschlandfunk, arbeite in Juries (u. a. ORF-Bestenliste) und gehöre zum Kuratorium des Festivals »Kultursommer Wien«.

3 FRAGEN

Was hat dich bewogen, dich speziell dem literarischen Osten zuzuwenden?

Das ging über Umwege, früher hat mich das Thema kaum interessiert. Im Grunde hat mir erst die US-Amerikanerin Susan Sontag in ihren Essays aufgezeigt, was ich da eigentlich verpasse. Und wie immer hatte sie natürlich recht.

Was ist dein Antrieb, auf Social Media Bücher vorzustellen?

Bücher aus Mittel- und Osteuropa erscheinen im Regelfall in kleinen, unabhängigen Verlagen und erhalten sehr wenig Aufmerksamkeit. Ich möchte diesen Büchern zu mehr Sichtbarkeit verhelfen, das funktioniert auf Instagram & Co. ganz gut.

Wie handhabst du das Thema Werbung? Ist dir unabhängige Kritik besonders wichtig?

Glaubwürdigkeit ist nicht nur ein hohes, sondern ein notwendiges Gut im Bereich der Literaturvermittlung. Dass diese so häufig für dubiose Kooperationen und Rabattcode-Aktionen aufs Spiel gesetzt wird, finde ich traurig. Irritierenderweise stören sich aber nur wenige daran.

Mein aktuelles Lesehighlight

Mit dem Roman »Kalender« des lettischen Schriftstellers und Dramatikers Andris Kalnozols verbindet mich eine längere Geschichte. Schon vor etwa vier Jahren, während einer Reise für Verlagsmenschen und Journalist:innen nach Riga, habe ich erstmals davon gehört. »Kalendārs mani sauc«, erschienen Ende 2020, hatte damals für ordentlich Aufsehen in Lettland gesorgt und war bereits in einige Länder verkauft worden. Eine Übersetzung ins Deutsche ließ aber noch auf sich warten.

Im Herbst 2023 hatte ich dann die große Freude, Andris Kalnozols und seinen Schriftstellerkollegen Jānis Jonevs auf der Frankfurter Buchmesse zu moderieren. Zur Vorbereitung auf die Veranstaltung erhielt ich eine englische Probeübersetzung des Romans – und verstand beim Lesen immer weniger, warum sich noch kein deutscher Verlag für diesen charmanten Text gefunden hatte, der von einem verschroben-sympathischen Außenseiter in einer lettischen Kleinstadt erzählt.

Nun aber gibt es den Roman endlich auch auf Deutsch. In der schönen Übersetzung von Sven Otto ist das Buch vor wenigen Monaten in der edition.fotoTAPETA erschienen. Interessiert man sich für die Literaturen Mittel- und Osteuropas, kommt man an den blau gestalteten Bänden des Berliner Indie-Verlags im Grunde nicht vorbei. Hier lassen sich fantastische Autor:innen wie Moni Stănilă, Alhierd Bacharevič oder Tomasz Różycki entdecken. Aber auch diejenigen, die sich bislang kaum mit den Literaturen des Baltikums, Polens oder der Ukraine beschäftigt haben, sei »Kalender« von Andris Kalnozols empfohlen. Denn das Buch ist witzig, mitreißend und ein idealer, weil zugänglicher Einstieg in die lettische Literatur.

»Kalender« ist ein Roman über universelle Themen wie Freundschaft, Familie und Zugehörigkeit, erzählt in Form eines Tagebuchs. Der Protagonist Oskars – der autistische Züge trägt und den alle nur Kalender nennen, weil er sich alle Namenstage merken kann – berichtet darin von ganz profanen Dingen: dem Leben mit seiner kranken Mutter, Gesprächen mit dem Pfarrer, Bibliotheksbesuchen oder der Gemüseernte. Die besondere, naiv-kauzige Perspektive Oskars lässt das scheinbar Alltägliche jedoch in einem neuen, ganz anderen Licht erstrahlen. ■



Andris Kalnozols
Kalender
Ü: Sven Otto
Edition Fototapeta, 334 S.

Foto: privat

buchkultur.

LITERATURRÄTSEL

- 1 Name eines bekannten Hochtals in der Ostschweiz
- 2 Premierminister eines Nachbarstaates Österreichs
- 3 In dieser Stadt spielt Dana Grigorceas Roman »Tanzende Frau, blauer Hahn«
- 4 Vorname des Protagonisten in Dostojewskis »Der Spieler«
- 5 Gängiger Spitzname für ein beliebtes Haustier
- 6 Bekannter Schweizer Schokoladenhersteller



GEWINNEN SIE!

Unter allen Einsendungen verlosen wir dreimal das Buch »Weil ich Ruth bin« von Julia Weber (Limmat). Protagonistin in diesem Roman, an dem Weber zehn Jahre lang gearbeitet hat, ist die mit einem Fell geborene Ruth. Wie schon ihre Mutter auch, verliert sie am Ende ihrer Kindheit das Fell – und lernt zudem, mit ihrer »Kraft« umzugehen. Denn sie kann nicht nur Menschen in Tiere verwandeln, sondern auch denen helfen, die Gewalt erleben. Ein überraschender, intimer Roman von gesellschaftspolitischer Relevanz.

Die Gewinner/innen werden von der Redaktion benachrichtigt.
Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

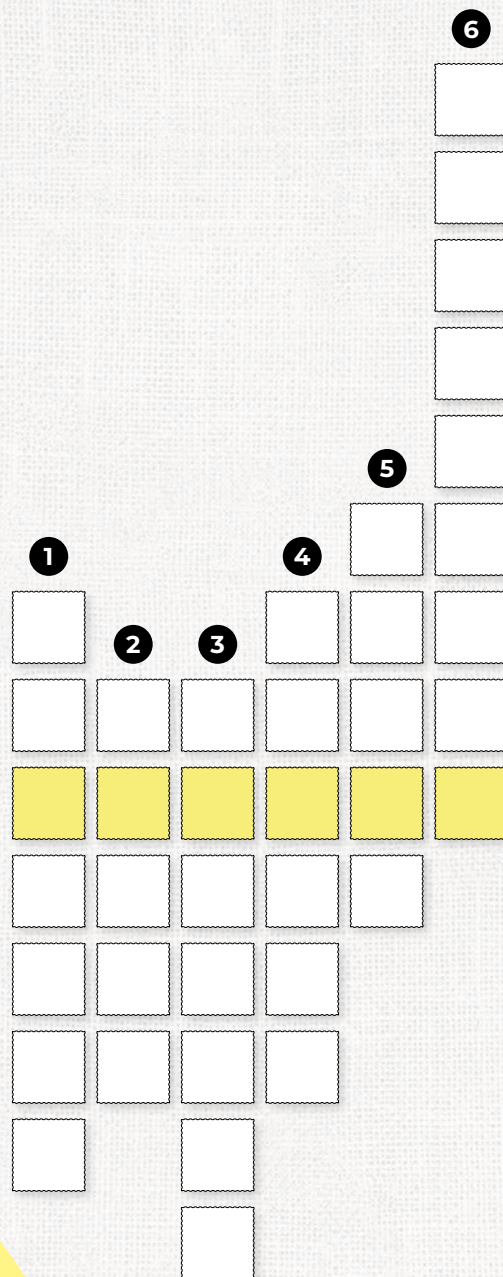
AUFLÖSUNG #224

Das gesuchte Lösungswort lautete: EISZEIT

Die Gewinner/innen der #224 sind:

Katharina Ude-Schoder (Salzburg), Stefanie Kransteiner-Santer (Bachmanning), Enrico Cigna (Pfungstadt)

Gewonnen haben sie das Buch »Gelb, auch ein schöner Gedanke« von Nefeli Kavouras (Kiepenheuer & Witsch)



#225

SO FUNKTIONIERT'S:

Haben Sie die Buchkultur aufmerksam gelesen? Die Antworten auf die kniffligen Fragen haben sich im ganzen Heft versteckt. Finden Sie sie, füllen Sie die obenstehenden Kästchen aus und teilen Sie uns das richtige Lösungswort gemeinsam mit Ihrer Adresse **bis 20. Mai 2026** via Mail an redaktion@buchkultur.net mit. Viel Glück beim Miträtseln!



„Words don't come easy...“



facebook.com/thomas.feibel



thomas_feibel

Impressum

Buchkultur Nr. 225/38. JG. 2/2026
ISSN 1026-082X

buchkultur:

RUND UM LITERATUR

Ein Produkt der Buchkultur VerlagsgesmbH

ANSCHRIFT DER REDAKTION

A-1030 Wien, Eslarngasse 10
+43/1/786 33 80-0
redaktion@buchkultur.net

EIGENTÜMER, VERLEGER

Buchkultur VerlagsgesmbH
A-1030 Wien, Eslarngasse 10

HERAUSGEBER

Michael Schnepf, Nils Jensen

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Max Freudenschuß

REDAKTIONSLEITUNG

Katia Schwingshandl (Chefredaktion)
Johannes Lau (Sachbuch)
Barbara Kadletz (Büchertisch)
Saskia Pacher (Junior)

REDAKTIONSASSISTENZ

Nayra Jonke
Jannic Hofmuth (Praktikant)

ART DIRECTION & GRAFIK

Katharina Maya Mair

LEKTORAT

Edeltraud Günthör

REDAKTIONSILLUSTRATIONEN

Jorgi Poll

AUTOR/INNEN DIESER AUSGABE

Angelo Algieri, Anne Aschenbrenner,
Alexandru Bulucz, Hans-Dieter Grünefeld,
Harald Gschwandtner, Alexandra Höfle,
Konrad Holzer, Stefanie Jaksch, Dagmar
Kaindl, Alexander Kluy, Andreas Knabl,
Martin Kugler, Maria Leitner, Raffael
Leitner, Lukas Meschik, Christa Nebenführ,
Maria Nowotnick, Erkan Osmanović,
Martin Thomas Pesl, Karoline Pilcz, Lilli
Polansky, Katharina Portugal, Teresa Preis,
Tina Reiter, Susanne Rettenwender, Tino
Schlench, Ralf Schweikart, Barbara Seidl-
Reutz, Sylvia Treudl, Jakob Tischler, Thomas
Wörtche

ERSCHEINUNGSWEISE

jährlich 6 Ausgaben
sowie diverse Sonderhefte

PRODUKTION

maxmedia gmbh,
1010 Wien

VERTRIEBSLEITUNG UND ABOS

Verena Riedmann
+43/1/786 33 80-15
abo@buchkultur.net

VERTRIEB

D: IPS Pressevertrieb GmbH
Ö: Mohr Morawa; Presse Großvertrieb Austria
Trunk GmbH

PREISE, ABONNEMENTS

Einzelheft: € 8,90 | CHF 10,50
Jahresabonnement Print: € 48 (EU) |
€ 55 (Resteuropa) | € 65 (außerhalb Europas)
Digital: € 33 | Student/innen & Arbeitsuch-
ende: € 40 (Europa) | Digital: € 25 (Nachweis
erforderlich)

Die Abonnements laufen über 6 Ausgaben und gelten, entsprechend den Usancen im Pressewesen, automatisch um ein Jahr verlängert, sofern nicht ein Monat vor Ablauf die Kündigung erfolgt. Derzeit gilt Anzeigenpreisliste 2026. Über unverlangt eingesandte Beiträge keine Korrespondenz. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Copyright, wenn nicht anders angegeben, bei den Urhebern bzw. den Rechtsnachfolgern. Wir danken den Verfügungsberechtigten für die Abdruckgenehmigung. Alle Daten und Preisangaben sind ohne Gewähr.

Gefördert von der
Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur



Bundesministerium
Wohnen, Kunst, Kultur,
Medien und Sport

MACH MIT BEIM



#GLOBALBOOKCRAWL

Besuche so viele Indie-Buchhandlungen wie möglich!

Stempelkarte
herunterladen,
ausdrucken und
loswandern.

Stempel in
Buchhandlungen
abholen und
Gutscheine
checken.

20.–25. April
2025



Und feiere mit
uns die Bücher!

Mehr Infos auf
www.buchmenschen.at

IGBUCH
MENSCHEN



INDIEBUCH MESSE WIEN

25. April 2026

• 11 – 19 Uhr •

Eintritt frei

Albert-Schweitzer-Haus,
Schwarzspanierstraße 13, 1090 Wien

IGBUCH
MENSCHEN

Neue Bücher bei Diogenes

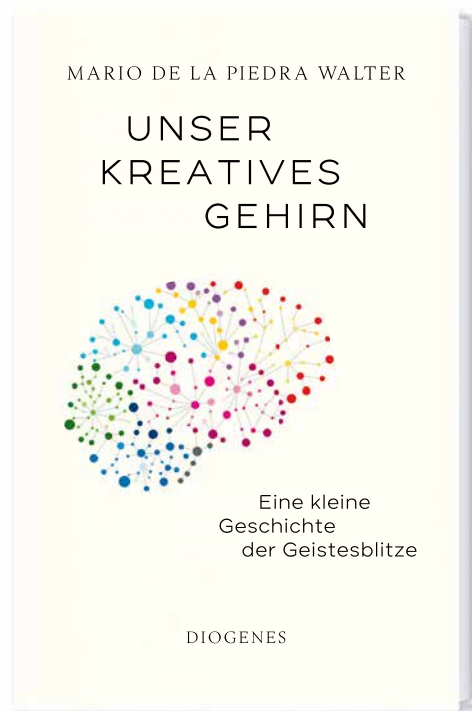


Auch als eBook und eHörbuch

Über Menschlichkeit in den unmenschlichsten Zeiten

Berlin in den 1940er-Jahren: Martha ist Hausbesorgerin in einem Mietshaus in Schöneberg, das der Familie Berkowitz gehört. Deren Tochter Liane ist ein neugieriges, lebenslustiges Mädchen. Mitten im Krieg erlebt sie ihre erste Liebe und gerät zugleich in den Widerstand gegen die Nationalsozialisten. Jahrzehnte später wandert Martha verwahrlost durch Schöneberg. Jeder kennt sie, doch niemand ahnt, wer sie wirklich ist: eine Millionärin – und die einzige Zeugin von Lianes schicksalhaftem Leben.

Mehr unter:
diogenes.ch/shellykupferberg

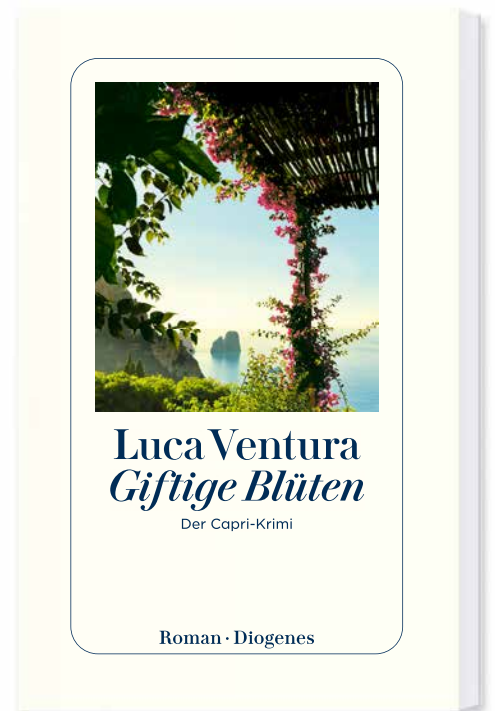


Auch als eBook und eHörbuch
Erscheint am 22. April 2026

Was die Kunst über uns und unser Gehirn verrät

Wie funktioniert Kreativität? Wie hängen Psyche, unser Gehirn und das Talent zu Künstlerischem zusammen? Mit dem Besteck des Neurologen seziert Mario de la Piedra Walter die Kulturgeschichte und zeigt, was es braucht, damit ein Kunstwerk in die Welt kommt. Ob Dostojewski, Frida Kahlo oder Kandinsky – oft sind neurologische Besonderheiten oder Ausprägungen Voraussetzung für herausragende Kunst.

Mehr unter:
diogenes.ch/kreativesgehirn



Auch als eBook und eHörbuch

Capri, die Insel der Blumen wird zur tödlichen Falle

Die junge Lina Verde sucht an den rauen, steilen Hängen von Capri nach einer seltenen Orchidee. Kurz darauf findet Fischer Zeno ihren leblosen Körper. Er behauptet, Lina und er seien ein Paar gewesen, kennt aber nicht einmal ihre Adresse. Hat er sie getötet? Enrico Rizzi und Antionia Cirillo trauen ihm alles zu. Doch als ihnen ein Parfumeur berichtet, dass Lina ein Ausnahmetalent in der Welt der Düfte war, bringt sie das auf eine neue Spur.

Mehr auf:
diogenes.ch/lucaventura

Diogenes